manien 1933, S. 129 und 215) möge noch darauf hingewiesen werden, daß sich sowohl im Odenwalde wie auch im Schwarzwalde das Abbrennen von Feuerrädern erhalten hat, allerdings nicht zu Ostern, sondern zu Fasnacht. So findet das Rollen eines strohumflochtenen brennenden Wagenrades in Langenbach bei Hirschhorn in Hessen statt, und ebenso führt diese alte Sitte noch in einem abgelegenen Winkel des lieblichen Elztales ein einsames Dasein. In der Nähe der Mündung des Biederbaches in die Elz, westlich gegenüber der sich auf hohem Rain erhebenden stattlichen Kirche von Elzach, pflegt das Elzacher Scheibenfeuer zu brennen. Von dieser Höhe herab fliegen die glühenden Scheiben zu Tal, und von hier wird auch das große Rad gerollt. Wie bei Langenbach ist es ein Wagenrad, das mit Stroh umwunden und angezündet wird. Aber die Burschen halten es nicht an einer durch die Nabe gesteckten Stange, so daß es langsam und würdig den Berg hinabwandelt, sondern es ist, wie es Sebastian Franck schon in seinem Weltbuch aus dem Frankenlande schildert: „Um die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassen es in vollem Lauf in das Tal laufen, was gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel lief." So rollt das golden glühende Rad den Berg herab, den Unebenheiten des Bodens folgend, bald sich erhebend, bald sich senkend. Eine goldene Spur, die lange nachglüht, läßt es am Berghange zurück. Es ist ein wunderbarer Anblick, der auf die Anwesenden einen großen Eindruck macht. (Vgl. die Mitteilung von Pfaff in der „Alemannia".)

Daß dieser schöne Brauch, ebenso wie der des erwähnten Scheibenschlagens oder -werfens auf eine alte Feier der Wiederkehr des Lichts, des Steigens der Sonnenscheibe hinweist, ist so wahrscheinlich, wie überhaupt ähnliche Deutungen zu sein vermögen.

Frankfurt a. M. K. Wehrhan.

Germanische Burganlagen als Verlobungsplätze. Der Nachweis alter Burganlagen und Ringwälle, die als Verlobungsplätze gedient haben oder noch dienen, scheint mir für die religiöse Bedeutung solcher Anlagen wie auch für den altgermanischen Verlobungsbrauch wichtig genug, Umschau nach weiteren Belegstellen zu halten. Bei der Nachforschung nach anderen Bräuchen bringt mich der Zufall auf einen solchen Beleg, der sich in Julius von Negelein, Die Haupttypen des Aberglaubens (= Weltgeschichte des Aberglaubens, II, Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1935. Seite 324), findet, wo es heißt: „Die steinumkränzten Grabstätten der Urzeit machten auf die späten Geschlechter einen großen Eindruck. Wenn sich in Orkney ein Liebespaar für immer versprechen wollte, so trat es in den Odinsring, einen weiten Steinkreis, in dem einige Pfeiler noch aufrecht standen. Durch ein Loch, das sich in einem derselben befand, gaben sich beide die Hände. Dieses hieß das ‚Odinsverlöbnis', dessen Bruch als besonders schändlich galt."

Die Bewohner der Orkneyinseln, wohin uns der Brauch führt, sind germanischen Stammes. Odinsringe werden die gewaltigen Steinkreise genannt, die sich als „Grabstätten der Urzeit" — vielleicht haben sie auch zu andern Zwecken gedient —, allüberall auf germanischem Boden erhalten haben. Der Name deutet darauf hin, daß sie religiöse Bedeutung hatten und Odin, dem höchsten germanischen Gotte (bei den Nordgermanen Odin, bei den Südgermanen Wodan genannt) geweiht waren.

Die ganze Überlieferung ist ein bemerkenswertes Zeugnis für die hohe und heilige Auffassung, die unsere Ahnen von dem ehelichen Lebensbunde hatten. Wie tief sie im Herzen verwurzelt war und ist, zeigt, daß sich der sinnvolle Brauch bis heute erhalten hat, wie aus der Überlieferung von „Adams Grab" zwischen Falkenhagen und Wörderfeld in Lippe (vgl. Germanien 1935, Seite 212 f.) hervorgeht. Wenn J. v. Negelein in der obigen Mitteilung auch nicht angegeben hat, aus welcher Zeit der auf den Orkneyinseln geübte Brauch stammt, so ist doch sein Vorkommen auch im Norden ein redender Beweis dafür, daß es sich nicht um einen Einzelfall handelt.

Frankfurt a. M. K. Wehrhan.

Berichtigung: In der Erklärung zu dem Umschlagbilde des Januarheftes hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Statt „Klimm" ist natürlich zu lesen „Minne".

Ein christliches Zeitalter konnte nur eine christliche Kunst besitzen, ein nationalsozialistisches Zeitalter nur eine nationalsozialistische.

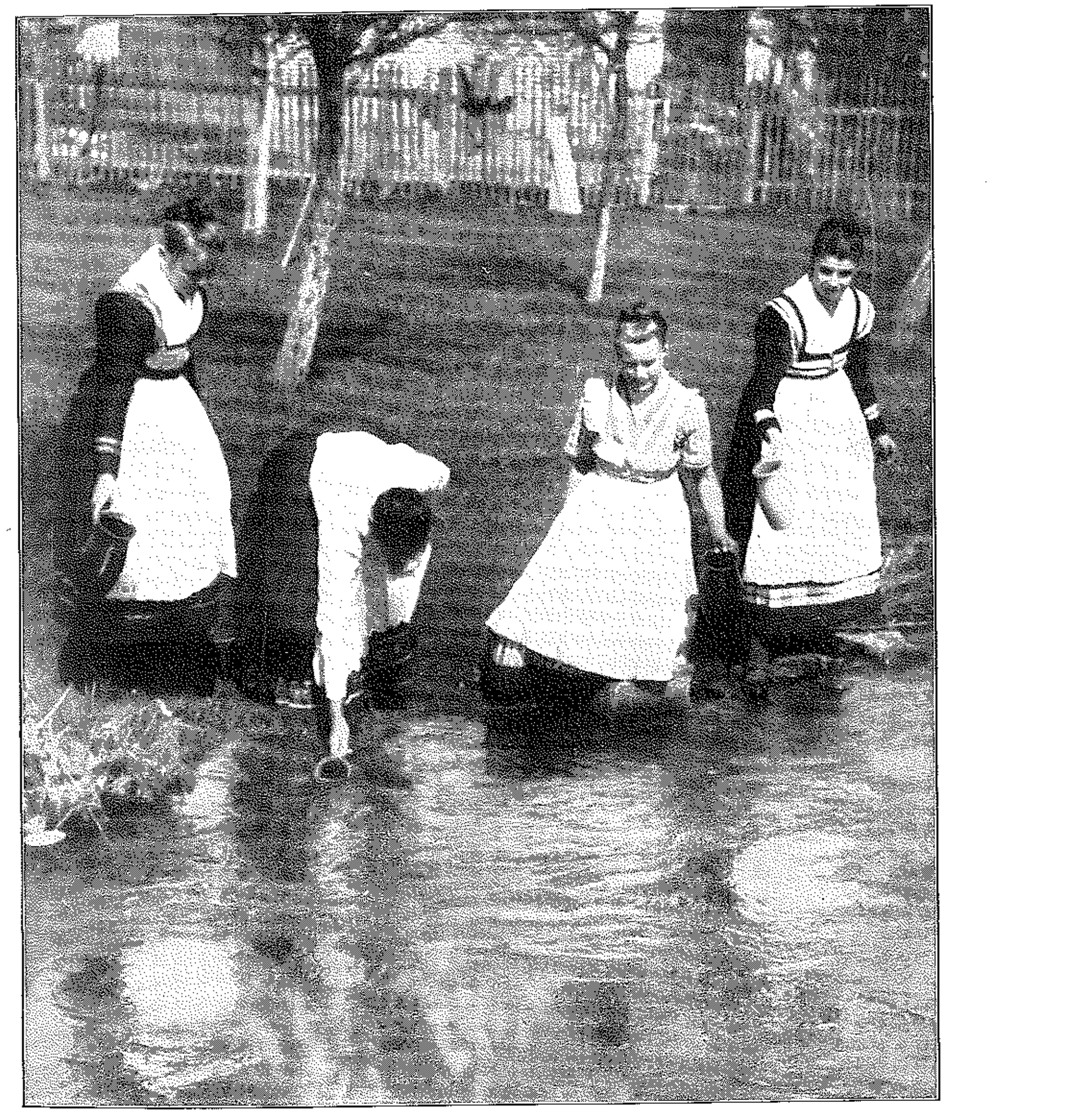
Adolf Hitler

(in der Rede auf der Kulturtagung Parteitag 1936)

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV; für den Anzeigenteil Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Printed in Germany. D. A. IV. Viertelj. 1936 5700. Pl. Nr. 3.

Leipzig, März 1937 Heft 3

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Deutschen Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV
Detmolder Schriftleitung: Detmold, Adolf-Hitler-Damm 12

9. Jahrgang, Heft 3

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt hessische Frauen, die am Ostermorgen das heilbringende Osterwasser schöpfen (vgl. den Aufsatz von Dr. Cornelius auf Seite 84) Aufnahme Dr. Cornelius

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Adolf-Hitler-Damm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937 März Heft 3

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Hagen

Ein angesehener deutscher Dichter hat kürzlich in einer Ansprache ausgeführt, die Helden unserer germanischen Vorzeit könnten wohl noch unsere Jungen begeistern, sie hätten uns aber als Ideale des Menschentums kaum etwas zu geben; hierin seien die Gestalten des Griechentums auch für uns der einzige und höchste Maßstab. — Was hier ausgesprochen wurde, das ist im Grunde noch die unausgesprochene Meinung unserer Gelehrten und jener Bildungsträger, die sich — meist ohne bewußte Ablehnung des „nationalen Wollens" — ein für allemal an den Idealen der Antike ausgerichtet haben und sie zum Maße aller Dinge machen. In der Tat, wenn man unter „Menschlichkeit" eine schöne Ausgeglichenheit versteht, wie sie eine Zeitlang auf der sonnigen Kulturinsel der Griechen möglich gewesen sein mag, und wenn man nach dieser Art der abgeklärten Ausgeglichenheit als dem höchsten denkbaren Endziel verlangt, so mag man mit jener Einschätzung u n s e r e r Helden recht haben. Und doch bleiben wir bei der Meinung, daß diese uns noch viel mehr zu geben haben, als nur eine vorübergehende Begeisterung für eine kampfesfrohe Jugend. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß mindestens tausend Jahre lang diese Helden die gemeinsamen menschlichen Ideale aller germanischen Völker gewesen sind; Ideale, die mit den Menschen selbst gewisse Wandlungen durchmachten, die aber in ihrem innersten germanischen Wesenskern so waren und blieben, wie sie einst gelebt hatten, und wie sie zu einem guten Teile ja auch geschichtlich nachweisbar sind?

Freilich sind es keine Ideale einer ruhigen Ausgeglichenheit, für die alle Spannungen und Härten des Lebens in der Ruhe der betrachtenden Überlegenheit aufgehoben sind. Im Gegenteil: die Auseinandersetzung mit den tragischen Konflikten und unausgleichbaren Härten des Lebens ist geradezu das Lebenselement dieser Persönlichkeiten, die unmittelbarer und dauernder auf die Vorstellungswelt und die sittliche Haltung unseres Volkes eingewirkt haben, als irgendeine Persönlichkeit der Antike. Auch auf das Denken der geistig führenden Schichten unseres Volkes — bis diese sich an anderen Idealen auszurichten begannen und damit den inneren Zusammenhang der Nation zerrissen. Aber tausend Jahre lang hat das deutsche Volk in dem großen Heldenkönig Dietrich von Bern d a s Ideal

eines Volkskönigs und Führers erlebt und verehrt; es hat an diesem Idealbild die Züge immer mehr ausgefeilt und vielleicht auch vermenschlicht; und doch ist er der gleiche geblieben, der er schon für die zeitgenössischen germanischen Völker gewesen war, denn das Volk hat ihn nach seinem eigenen Herzen geschaffen. In Ober- und Niederdeutschland hat sich ein dichter Sagenkreis um ihn geschlossen; uralte Mythen wurden mit in diesen hinein verflochten; und es gehört zu den schönsten Erlebnissen der Forschung, zu beobachten, wie dieser Kreis allmählich mit denen um den jugendlichen Helden Siegfried und um den Untergang der kühnen Burgundenfürsten verbunden und zu einer überwältigenden Einheit menschlicher Größe und Tragik zusammengefaßt wird. Die geniale dichterische Tat liegt darin, daß das tragische Erlebnis der Völkerwanderung — der Untergang blühender Germanenvölker in fremdem Blute — zu einem menschlichen Erlebnis von allerhöchster innerer Wahrscheinlichkeit gestaltet und in den verschiedenen Kreisen zueinander in menschlichste Beziehung gesetzt wird. Die geschichtliche Tatsache des Unterganges der Goten findet jetzt ihre menschliche Begründung in dem Untergange eines Teils der Burgunder, und beide gehen wiederum ursächlich auf den tragischen Tod des lichten Siegfried zurück, in dem wiederum nach einer ansprechenden Vermutung Armins Tod in die Sage eingegangen ist. Das ist die große Tragödie des Germanentums; aus der völkischen Tragödie wird die menschliche — so greifbar und verständlich, daß uns weder der Zorn des Achilleus, noch alle Menschlichkeit einer odysseischen Welt tieferes menschliches Erleben zu vermitteln vermögen.

Wenn wir aber, wie Nietzsche es angekündigt hat, wieder zu einem „tragischen" Lebensgefühl kommen, das die Spannungen und Härten des Lebens *bejaht*, um sie durch Vollendung zu *überwinden*, so wird uns diese Welt von selbst wieder in ihrer wahren Bedeutung aufgehen, und wir werden jene Helden nicht als wilde Stürmer und Draufgänger, sondern als ewigen Ausdruck unseres eigenen menschlichen Wesens begreifen lernen. Aus all diesen germanischen Menschen mit ihrem Lieben und Hassen, mit ihrer Treue und ihrem Eigenwillen aber ragt *eine* Gestalt heraus: Hagen von Tronje. Innerlich scheinbar unbewegt, schreitet er wie das düstere Verhängnis selbst durch die Tragödie; zuletzt aber ragt er wie ein eherner Fels über alle hinaus: der Mann, an dem das eiserne Schicksal selbst zerschellt, weil er es furchtlos erfüllt.

Kann man einen solchen Mann lieben? Edmund Kiß hat diese Frage hier kürzlich bejaht und den grimmen Helden von Tronje zum Liebling der deutschen Jungen erklärt. Diese Auffassung hat Widerspruch gefunden; und es ist in der Tat schwer, einer Gestalt Liebe entgegenzubringen, die so gar nichts menschlich Gewinnendes zu haben scheint. Wenn die Jugend wirklich anders empfindet, so muß sie ein Wesen darin wittern, dem man Liebe ganz anderer Art schenken kann, als dem lichten Siegfried, dem ohne Frage die jungen Herzen gehören. Ihm gehören sie, weil er in der Jugendblüte arglos einem dunklen Schicksal erliegt. Jenem aber, dem Vollstrecker dieses dunklen Schicksals, gehören sie, weil auch er unter dem Zwange des unausweichlichen Verhängnisses handelt, weil er aber im Handeln Herr seines Geschickes bleibt und keinen Augenblick von seinem Wege weicht bis zum letzten Augenblick.

Dunkel und von dämonischem Zauber umwittert erscheint seine Herkunft. Die in Norwegen aufgezeichnete westfälische Sage meldet, er sei ein Bruder Gunthers gewesen, aber die Königin habe ihn nach dem Umgange mit einem Alben geboren. Im Nibelungenlied schimmert das noch durch: er ist der Sohn Aldrians von Tronje; ein Name, den man mit der Trojaburg in Verbindung gebracht hat, und der auch wohl wirklich auf einen alten Zusammenhang mit dem Totenhag und Ahnengeistern hinweist. Denn der Volksglaube, der die Bestandteile des alten Mythos oft getreuer bewahrt als die Sage in ihrer zeitbedingten Fassung, hat aus diesem alten Hagen den Freund Hein gemacht, der die Toten geleitet und ihr Schicksal erfüllt; und es ist bezeichnend, daß auch dieser ernste

Freund für uns kein Schreckgespenst und kein Theaterbösewicht ist, wozu man unseren Hagen fälschlich machen will. Hier hat sich der germanische Glaube an die unerforschlichen Schicksalsmächte mit einer Gestalt verbunden, die vielleicht zunächst nur in ihrem Namen einen Anknüpfungspunkt bot, die aber auch ihrem Wesen nach Wahlverwandtschaft damit zeigte.

In dem alten Liede vom Untergang der Burgunder ist Hagen (Högni) unter den drei Brüdern derjenige, der den Trug Attilas als einziger ahnt und vor der Reise warnt; als aber die Fahrt ins Verderben zu einer Ehrenfrage seines königlichen Bruders geworden ist, schreitet er aufrecht und bewußt mit in das Verderben. Es ist das Wunderbare an der alten Sagendichtung, daß seine Gestalt im Kerne auch dann unverändert bleibt, als das Motiv zur Fahrt ins Hunnenland durch die Verknüpfung mit der Sage von Siegfrieds Tod ein ganz anderes wird: jetzt ist es nicht der habgierige Hunnenkönig, sondern die nach Rache glühende Schwester der Könige, die die trügerische Einladung ergehen läßt. Die neue Fassung der Sage, wie sie in unserem Nibelungenliede erscheint, läßt ihn nicht mehr den Bruder des Königs, sondern seinen Gefolgsmann sein; aber sie hat ihm eine Rolle zugeteilt, wie sie undankbarer nicht gedacht werden konnte: er mußte der Mörder des lichten Siegfried sein und so das tragische Verhängnis selbst herbeiführen, das er später als Sieger überwindet. Und erst dadurch wächst seine Gestalt zu ihrer übermenschlichen Größe an: denn auch zum Mörder wird er nicht aus Neid, sondern als Vollstrecker des Gesetzes der Ehre und Treue, das zuerst durch Siegfried und Kriemhild selbst verletzt worden ist.

Im Liede schimmert das, was der eherne Held im Inneren fühlt und denkt, nur undeutlich durch; und doch gehört es zu seinem Gesamtbilde, wie es später in riesenhaften Umrissen hervortritt: Vielleicht hat er mit seinem Mannesherzen den jugendlichen Helden sogar heimlich geliebt, aber er weiß sehr bald, daß sein Auftreten dem Königshause schweres Verhängnis bringen wird. Der Fahrt zum Isenstein, auf der die starke Brünhild durch Betrug gewonnen wurde, hat sich Hagen widersetzt; Siegfried aber hat sich aus Freundschaft für den Schwager am Betruge zweimal beteiligt. Scheint das Herz des Tronjers von Liebe gänzlich ungerührt, so hat er doch als einziger echtes Verständnis für das Herz der betrogenen Königin, das nicht nur durch den offenbarten Betrug, sondern auch dadurch im Innersten verletzt ist, daß Siegfried seiner schönen Frau von dem Betruge erzählt hat. Es ist das Gesetz der Ehre und der Ritterlichkeit, das ihm den Mörderspeer in die Hand drückt; er, der Unnahbare wagt es allein, das Leid eines tief beleidigten Frauenherzens zu rächen. Wenn er diese unausweichliche Aufgabe ohne Sentimentalität und scheinbar sogar mit fühlloser Grausamkeit erfüllt, so mag man daran denken, daß ein gewaltiger Wille unter Umständen, der Notwendigkeit gehorchend, ein natürliches Gefühl in das Gegenteil verkehren kann.

Er aber ist es nicht, der sein Schicksalsamt mit Habgier befleckt: den Hort, nach dem die trauernde Witwe gelüstet, versenkt er in den Rhein und bleibt weiter der eiserne Kanzler seines Königs. Die Einladung ins Hunnenland durchschaut er in ihrer wahren Absicht, wie er auch den wahren Sinn der zweiten Heirat seiner Todfeindin erkannt hat. Aber er läßt seinen König nicht allein in Feindesland fahren. Sein Verdienst ist es, daß der Zug fast zu einem Heereszuge wird; er führt als der unbestrittene Lenker des Burgundengeschicks selbst den Zug an die hunnische Grenze. Und hier ist es, wo ihm das Schicksal selbst fast in greifbarer Gestalt entgegentritt. Als er die Furt sucht, auf der er seine Könige und ihre tausend Knechte übersetzen kann, trifft er auf die Schwanenjungfern, die ihre Gewänder abgelegt haben und in der Donau baden. Der Raub der Gewänder zwingt sie zur Weissagung, und eine von ihnen ist ehrlich genug, dem Helden den Untergang aller Burgunden vorauszusagen und einzig dem Kaplan des Königs davon auszunehmen. Wer hätte den Mut, auf das so vorausgesagte Geschick die Probe zu machen, anstatt umzukehren oder die Entscheidung dem Laufe der Dinge zu überlassen? Hagen tut

weder das eine noch das andere: er will mit sehenden Augen seinen Schicksalsweg weiterschreiten. Als Fährmann setzt er mit eigener Hand das Heer über den Fluß, und bei der letzten Fahrt stößt er den Priester ins Wasser. Wieder nimmt er, der allein Wissende, den Schein einer ruchlosen Tat auf sich; keiner schreibt ihm das Verdienst daran zu, daß der Pfaff doch noch schwimmend das rückwärtige Ufer erreicht, um nach Worms heimzukehren.

Hagen aber sieht jetzt allein mit grausiger Klarheit alles was kommen wird, und er allein ist der Mann, dies Geschick von tausend Männern mit seinem eigenen zusammen sehenden Auges zu vollenden. Ja, jetzt scheint ihn geradezu eine Fröhlichkeit zu überkommen, die man an ihm sonst nie gekannt hat: er schließt Freundschaft mit dem heiteren und doch stürmisch tapferen Spielmann Volker, in dem der Dichter des Liedes sich selbst ein Denkmal gesetzt zu haben scheint; er reitet dem Zuge voran, als er nach dem heiteren Zwischenspiel in Bechlarn den Hunnenhof erreicht. Als „Trost der Nibelunge" wird er von dem edlen König Dietrich begrüßt, der warnend auf die Tücke der Königin hinweist. Er weiß, daß er alle in den Tod führt; er weiß aber auch, daß von nun an seine Mannen und seine Könige ohne Wanken ihren Weg mit ihm gehen werden bis zum Ende. Und er hilft mit einer wilden Fröhlichkeit dies Schicksal selbst vollenden.

Der Held war wohl gewachsen, das ist wirklich wahr;
breit war er in der Brust, gemischet war sein Haar
mit einer grauen Farbe, die Beine waren lang;
drohend war sein Antlitz, er hatte herrenhaften Gang,

so läßt der Dichter den nordischen Helden in den Hunnensaal eintreten. Die letzte grausige Tat war zugleich die letzte, grimmige Herausforderung an das Schicksal. Als sein Bruder Dankwart blutbefleckt die Nachricht von der Ermordung der Kriegsknechte bringt, schlägt Hagen dem Etzelkinde das Haupt ab, mit dem ihm Kriemhild für die Sicherheit der Burgunden gebürgt hat. Er weiß, jetzt ist auch der bisher wohlgesinnte Etzel sein Todfeind geworden; das unentrinnbare Geschick verschlingt die Führer der Hunnen, den edlen Rüdiger und zuletzt die Kämpen Dietrichs mit sämtlichen Burgunden, die jetzt in der Todesnot ohne Wanken zu ihrem wahren Führer stehen. Gefällt und gefesselt, bleibt er doch der Sieger über seine grimmige Feindin, die ihm kein Wort mehr entlocken kann. Die männliche Freude, die den Todgeweihten erfüllt, klingt schon aus der Strophe des alten Liedes (die dort freilich noch Gunther spricht):

Nun hüte der Rhein den Recken-Zwisthort,
der schnelle den göttlichen Schatz der Nibelunge —
in wogenden Wassern das Welschgold leuchte,
doch nimmer an Händen der Hunnensöhne!

Etwas verhaltener, aber immer noch im alten Geiste heißt es im mittelalterlichen Liede:

Nun ist von Buregunden der edle König tot,
Giselher der junge und auch Herr Gerenot —
Den Schatz weiß nun niemand als Gott und ich allein:
der soll dir, Teufelinne, ewig verhohlen sein!

Mit dem Todesstreich aus Frauenhand vollendet sich das harte Männerschicksal. Es wird überwunden, weil es gewollt ist. Nicht blinde Willkür ist es für den Germanen, sondern Notwendigkeit, die im Gange der Weltordnung begründet ist. Nur wer sich anmaßt, diese Weltnotwendigkeit nach den Bedürfnissen eines eng abgesteckten persönlichen Lebenskreises zu messen; wer dem Germanen das Ideal der zufriedenen Ausgeglichenheit unterschieben will, kann hier von ungermanischen Einflüssen sprechen. Die innere Freude, die den todgeweihten Hagen erfüllt, ist das, was Nietzsche den „Amor fati", die Liebe zum Schicksal nannte. Wenn wir auch den Träger einer solchen Liebe lieben können, so ist das freilich eine Liebe anderer Art, als man sie dem lichten Siegfried entgegenbringt. Aber auch sie gehört zum menschlichen Bilde dessen, was wir unser germanisches Wesen nennen. Und blicken wir den Helden unserer germanischen und deutschen Geschichte in die Seele, so werden wir bis in die neueste Zeit mehr als einen finden, der dem tragischen Urbilde des Hagen von Tronje ähnlich sieht.

Plaßmann.

Wege und Grundlagen der Sinnbildforschung

(Zur Methode der Paläoepigraphik) (Schluß)

Von Professor Dr. Hugo Dingler, München

Mancherlei gewaltige Erlebnisse im Bereiche der Natur drängten sich dem frühen naturverbundenen Menschentum auf. Wälder, Ströme und Berge erschienen ihm groß und bedeutsam und menschlichem Willen nicht untertan. Gewaltiger noch mußten Naturkatastrophen, wie Stürme, Gewitter und Erdbeben auf ihn wirken, die in ihrer Unregelmäßigkeit die Willkür unvorstellbarer Kräfte ihn erleben ließen. Viele Völkerschaften sahen in diesen die Äußerungen übermenschlicher Gewalten, die ihnen die Willkür von Überwesen oder Göttern verkündeten. Aber irgendwann gab es ein Menschentum, welches das Göttliche nicht so sehr in despotischer Willkür zu finden meinte, sondern in einer ewigen Ordnung und einem tiefsinnigen Gleichmaß. Hier melden sich schon letzte, blutsmäßig verankerte Seelenverschiedenheiten an. Solchem Volkstum mußte es eines Tages in seinen höchsten geistigen Vertretern, in einem Genius, bewußt werden, daß jenseits aller zufälligen Erscheinungen der Umgebung und des Wetters eine große rhythmische Ordnung in der Welt dem Schauenden sichtbar wird. Schon am Mondlauf konnte eine solche periodische Regelmäßigkeit, neben der alltäglichen von Tag und Nacht, erlebt werden. Es gab aber auf der Erde Zonen, wo ein noch unvergleichlich viel Gewaltigeres sich dem Erlebenden aufdrängte.

War die Mondveränderung nur ein, wenn auch großartiges Schauspiel am Himmel, so gab es hier einen Zyklus, der die ganze Erlebniswelt, das ganze Reich des Lebendigen, auch alles menschliche Sein und Tun, und auch die leblose Natur mit unwiderstehlicher und alles beherrschender Allgewalt in seinen gesetzmäßigen Wandel zog. Es war der Wandel des Sonnenjahres mit seinem ungeheuren Wechsel von Sommer und Winter, von Werden und Vergehen, wie er in den nördlichen Breiten, am stärksten wohl in der Nähe des Polarkreises erlebt wird.

Als gewisse Menschengruppen in der technischen Bewältigung der äußeren Dinge so weit gelangt waren, daß sie sich in diesen Breiten ansässig zu machen und zu halten vermochten — etwa nach der letzten Eiszeit —, da mußte diesen Menschen der genannte Zyklus zum allbeherrschenden Grundrhythmus ihres Lebens werden. Und hier muß denn auch die große Entdeckung gemacht worden sein, daß dieser Zyklus an der jährlichen Bahn der Sonne sich völlig widerspiegelt, ja in dieser seinen „Grund" hat. Damit aber wurde gar bald die Sonne als die letzte Lenkerin dieses gewaltigen irdischen Wechselgeschehens erkannt und ihr Himmelslauf und ihre Stellung mußten das Maß des Jahresfortschritts werden. Von hier aus mußte sich von selbst der solare Jahreskalender in wohl im Laufe der Zeit steigender Verschärfung aufbauen.

Dies gesehen zu haben, ist der Ausgangspunkt von Herman Wirths umfassenden Forschungen. Es ist dem, der geschichtlich zu denken vermag, ganz klar, daß dieses Erlebnis

des allbeherrschenden Jahreszyklus und seiner Regiertheit durch die Sonne in dieser gewaltigen Eindringlichkeit nur und *ausschließlich im Norden* möglich war. Hier nur konnte und *hier mußte* sich dem damaligen Naturmenschen dieses Erleben eines allumfassenden zyklischen Werdens und Vergehens offenbaren, das offenbar von einer Macht gesteuert wurde, deren sinnliches Zeichen die Sonne war. In den südlicheren Breiten sind diese Wandlungen unvergleichlich viel schwächer, weniger eindrucksvoll und lange nicht so das ganze erlebbare Sein beherrschend.

Aber zwischen bloßem Erleben und dessen geistiger Verarbeitung ist noch ein großer Schritt. Erst wenn in diesen Breiten nun auch ein Volkstum saß, das die Fähigkeit zu ideeller Schau, zu anschaulicher und seelisch vertiefter geistiger Aufnahme und Verarbeitung solch gewaltigen Geschehens besaß, das sein Interesse nicht nur auf das enge Menschliche, sondern auf die große Natur richtete und in den menschlichen Dingen nur eine Widerspiegelung großen Naturgeschehens sah, und umgekehrt, erst dann konnte sich solches Erleben zu einer „Weltanschauung" vertiefen. Saß aber ein Volk solcher Begabung in diesen Breiten, dann mußte notwendig eine geistige Lebensform sich bei ihm entwickeln, in der alles tiefere Denken über die Welt beherrscht war von diesem allumfassenden natürlichen Geschehen.

Hier aber liegt nun *der zu beweisende Kernpunkt*. Von den frühen Völkern dieser Zonen besitzen wir keine geschichtlichen Urkunden sprachlicher Natur. Das einzige, was wir haben, sind die Reste kultureller Äußerungen, von Gebrauchsgegenständen, von Formungen handwerklicher, baulicher und künstlerischer Art. Aus diesen allein und dem, was in Tradition, in Volksgebräuchen und späteren Aufzeichnungen darüber vorhanden ist, können wir Rückschlüsse auf ihre geistige Tätigkeit ziehen, wobei die Kontinuität sich durch die Überlieferung des Formenguts aufzeigen läßt.

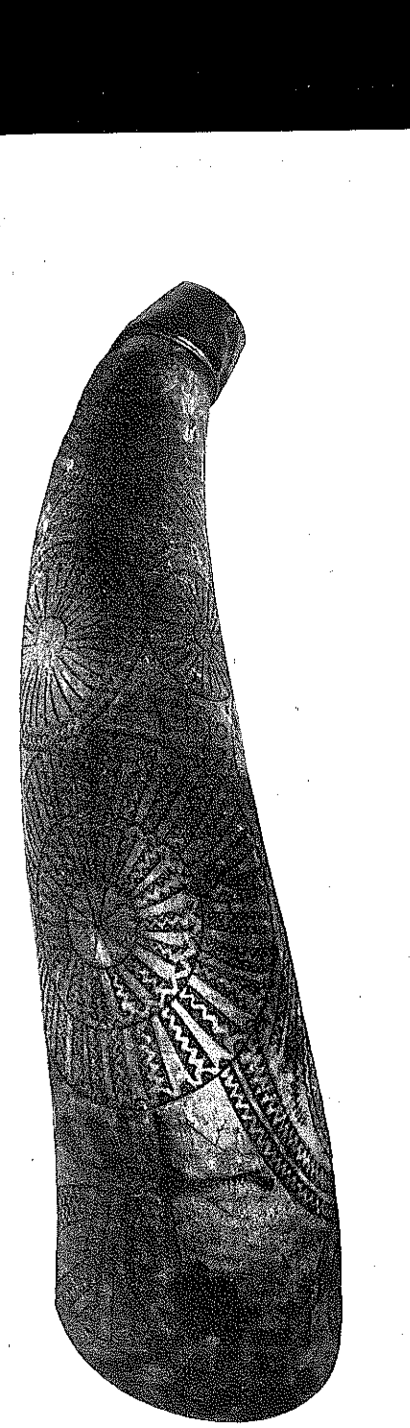
Wenn wir aber einmal verstanden haben, daß das gewaltigste Erlebnis dieser Völker der allbeherrschende Weltzyklus des Sonnenjahres gewesen sein muß, und wir finden nun in den genannten Resten immer wieder und überall Erscheinungen, die sich ohne Zwang und auf nächstliegende Weise als auf dieses Erlebnis bezüglich *deuten* lassen, so ist die stärkste in diesem Bereich überhaupt mögliche Wahrscheinlichkeit dafür gegeben, *daß diese Deutung auch die richtige ist*.

Es ist das weitere Verdienst Herman Wirths, solche Erscheinungen in einer erstaunlichen und geradezu erdrückenden Fülle überall aufgefunden und zusammengetragen zu haben. Damit ist der vollgültige Beweis gelungen, daß in der Tat in diesen nördlichen Breiten einst Völker saßen, denen der Sonnenjahrzyklus zu einem tiefsten Erlebnis wurde, das ihre Formgebung und damit ihr Denken weitgehend beherrschte.

Aber die Wirthschen Forschungen haben auch gar manches über die nähere Art ergeben, *wie* diese Völker den Jahreszyklus erlebten und *wie* sie ihn geistig verarbeiteten.

Indem der Sonnenlauf als kennzeichnend für den Wandel des Jahres erfaßt wurde, *mußte* sich wiederum in der Nähe des Polarkreises die Beobachtung aufdrängen, wie der tägliche Aufgangspunkt der Sonne am Horizont im Laufe des Jahres wandert. Hier und hier allein war die große Uhr des Jahres direkt ablesbar. In Breiten ferner, wo eine längere Winternacht eintrat, mußte das Erlebnis des neuen Lichtes unter den damaligen primitiven Verhältnissen von einer uns kaum mehr vorstellbaren seelischen Erschütterung begleitet sein, die den allesbeherrschenden Jahreszyklus noch eindrucksvoller machte.

Unzählige Zeugnisse, die Wirth beibringt, zeigen nun, daß diese allesregierenden Verhältnisse des Sonnenlaufs dort auch irgendwann einmal zu vereinfachenden, schaumäßigen Darstellungen führten. Wir würden heute vielleicht von schematisierenden Darstellungen sprechen. Damals aber müssen solche linienhafte Darstellungen mit der ganzen Aura jenes gewaltigsten Grunderlebnisses umhüllt gewesen sein, d. h. sie werden im Geiste dieser Menschen *Symbole* gewesen sein. Ob diese schematischen Wiedergaben dieser Erlebnisse sich



Wärterhorn vom Beginn des 18. Jahrhunderts in Assen



Altes Wärterhorn mit sinnbildlichen Zeichen (1706, Harlem)

Aus: Herman Wirth, Die Heilige Urschrift der Menschheit

in Ornamenten, in Fels- oder sonstigen Zeichnungen, in Gebrauchsformen, ja in Bauten und Tanzfiguren niederschlugen, immer mußte hinter ihnen das größte Naturerlebnis des nordischen Menschen gestanden haben, in seiner alles, auch das Menschenleben umfassenden Bedeutung.

Daß sich dieses Erlebnis aber in Gestalt solch anschaulicher Linearsymbole niederschlagen konnte, das zeigt, daß hier eine Geistigkeit am Werke gewesen sein muß, welche die angeborene Fähigkeit besaß, gerade in dieser Weise schöpferisch zu wirken. Nun ist aber,

wie dem Methodiker sofort klar ist, diese Verarbeitungsweise von Erlebnissen sehr nahe verwandt zu derjenigen, wie sie später dort auftritt, wo idealisierende Schau, vereinfachende Zurückführung auf ideelle Verhältnisse und Gebilde sich bemerkbar macht. Kurz, wo das auftritt, was die Griechen dann in den Kernworten E i d o s und T h e o r i a, was beides ideenhafte Schau bedeutet, auszudrücken versuchten. Diese Fähigkeit zu solcher Schau, zur „Idee" ist im historisch-literarischen Bereich greifbar aufgetreten n u r bei den Indern, den antiken Griechen und später bei den Westindogermanen des Mittelalters und der Neuzeit. Dort hat jene Fähigkeit zu gleichzeitig tiefsinnigen und nüchternen, von jeder Phantastik fernen philosophischen Weltbildern, ferner zur ideellen, theoretischen Geometrie und im Anschluß daran zur ganzen exakten Naturwissenschaft und Technik geführt. Im historischen Bereich waren es also die geistig führenden Völker des sogenannten arischen Völkerkreises, und n u r diese, welche jene bedeutsame Fähigkeit gezeigt haben. Es ist daher eine starke biologische Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß eine Blutsverwandtschaft bestehen mag zwischen jenen Nordländern, die den Sonnenlauf schematisch zu symbolisieren vermochten, und den arischen Völkern. Eine kleine Nebenbeobachtung mag das unterstreichen. Wenn auch mehrere deutsche Stämme Denker hervorbrachten, in denen die Fähigkeit ideenhafter Schau besonders deutlich wurde, so sind die heutigen Schwaben oder Alemannen doch diejenigen, bei denen diese Fähigkeit wohl am häufigsten auftrat, wenn wir die deutschen Denker der letzten Jahrhunderte überblicken. Man denke nur an Kepler, Hegel, Schelling, Gregor Mendel, Robert Mayer und viele andere. Nun hat Professor Schwantes-Kiel den Nachweis bringen können, daß dieser Volksstamm noch im ersten Jahrtausend vor unserer Ära aus Südschweden (Schonen) nach Süden abgewandert ist. Hier liegt also der Beweis vor, daß in der Tat Völker, denen diese für das Ariertum charakteristische Fähigkeit in besonderem Maße eignete, früher im Norden saßen. Wir wissen leider nicht genau, woher die griechische Einwanderung ursprünglich ihren Ausgangspunkt genommen hat. Die Kontinuität geistiger Erbeigenart möchte den Gedanken nahelegen, daß auch diese aus jener nordischen Gegend und Verwandtschaft einst entsprungen sei. So kann auch die Vererbung geistiger Eigenschaften manche Fingerzeige geben, wenn dieser als solcher einmal genau bezeichenbar geworden ist[1].

Haben wir nun gesehen, daß es bei einer derart begabten Bevölkerung schon a priori sehr naheliegend ist, daß sie das für sie allbeherrschende Naturerlebnis in symbolisch-ideeller Denkweise auch in ihrer Formensprache zum Ausdruck bringt, so gewinnen die ausgedehnten Wirthschen Nachweise eines Formengutes jener nördlicheren Länder, das sich am einfachsten und zwanglos nach Richtung solcher Symbolik auffassen läßt, ein doppeltes Gewicht. Diese Nachweise werden verstärkt durch das, was wir oben über Symbolik im allgemeinen sagten.

Hier ist nun etwas über die Z e i t der Entwicklung dieser Symbolik und den Gang dieser Entwicklung zu sagen. An sich ist ja schon der Nachweis, daß eine solche Symbolik dort einmal original entstand — und dieser Nachweis ist m. E. nach dem Gesagten absolut erbracht —, ein außerordentlicher Gewinn. Dieser Gewinn kann zunächst durch Unsicherheit über die Zeit in keiner Weise geschmälert werden. Daß diese Symbolik örtlich original war, dürfte durch die obigen geographisch-astronomischen Bemerkungen gesichert sein. Daß die Erfinder irgendwie zu dem Blutkreis der späteren Indogermanen gehören, dürfte durch die erbgeistige Kontinuität der Denkart sehr wahrscheinlich sein.

Die Geschichte der Entwicklung der einzelnen Elemente des Gesamtkomplexes dieser Symbolik wird erst durch sehr sorgfältige und sehr umfassende Studien etwas mehr geklärt werden können. Wenn wir sehen, wie etwa das klassische Griechentum in etwa drei bis vier Jahrhunderten die ganze Basis des exakten rationalen Denkens schuf, wie in einem

[1] Für die Geschichte der Fähigkeit der ideenhaften Schau darf ich auf meine „Geschichte der Naturphilosophie" (170 Seiten), Berlin 1932 bei Junker & Dünnhaupt, verweisen.

ähnlichen Zeitraum die Philosophie der Upanischaden geschaffen wurde, wie das sumerische Sexagesimalsystem oder die chinesische Kunst und andere Kulturkristalle in relativ enger zeitlicher und oft streng örtlicher Begrenzung durch eine geniale Höhenschicht eines Volkstums entstanden, dann liegt die Möglichkeit nahe, daß auch hier der Kern dieser Symbolik (mit dem zugehörigen umfassenden Vorstellungskomplex, den man als „Weltanschauung" bezeichnen kann) die Schöpfung eines zeitlich und lokal begrenzten genialen Aufschwunges eines einzelnen Volkes war. Immerhin ist aber dieser Komplex so umfassend, daß die Entwicklung auch in mehreren solchen zeitlich vielleicht weit getrennten genialen Einzelstößen erfolgt sein kann. Man könnte versuchen, einzelne solche Stöße abzugrenzen. Eine erste, sehr frühe Etappe muß das mehr phänomenologische Aufmerksamwerden auf die große Jahresrhythmik und die Entdeckung ihrer Analogie zum Kreislauf des Menschenlebens gewesen sein. Eine weitere Stufe wäre die Entdeckung des genauen Zusammenhangs dieses Rhythmus mit den Eigentümlichkeiten des jährlichen Sonnenlaufs. Wieder eine Stufe würde die Entdeckung der Möglichkeit der symbolischen Darstellung von einigen Hauptzügen dieses kosmischen Geschehens sein: Etwa des kleinsten Tagesbogens (des „Ur"), des Gesichtskreises mit seiner radiären Einteilung (Scheibenkalender usw.) der Jahressonnenbahn (die Wurmlage usw.) usw. Von da ab kann sich dann die Entwicklung mehr aufgespalten haben, da, nachdem sozusagen „das Prinzip" entdeckt ist, die Weiterbildung nicht mehr so sehr der höchsten Erfindergabe bedarf. Dagegen wäre wiederum ein prinzipiell neuer Schritt die Erfindung von Monatszeichen aus diesem Gedankenbereich heraus. Diese letztere kann allerdings vorbereitet gewesen sein, wenn schon vorher einzelne Symbole für gewisse besonders bemerkenswerte Jahresteile (z. B. für die Wintersonnenwende) sich eingebürgert hatten. Wer die Hunderte von Stabkalendern in schwedischen Museen gesehen hat, mit ihrer Fülle von Linearsymbolen, oder die Ornamentik an altschwedischem Hausrat, der weiß, daß hier tatsächlich eine geistige Atmosphäre schon lange geherrscht haben muß, in der solche Symbolik zu Hause sein konnte. Wirth hat ja die spärlichen Reste von nordischen Scheibenkalendern noch aufzuzeigen vermocht. Da dies alles Holzwerk war, so kann die Abwesenheit früherer solcher Artefakte nichts widerlegen.

Ein wiederum prinzipiell neuer Schritt wäre dann die Verwendung der Monatszeichen zu einer Art Lautschrift als Runenreihe, wie sie Wirth mit vielen guten Gründen annimmt, indem er auch zuerst eine plausible Deutung für die Entstehung vieler Runenformen und z u g l e i c h für deren Anordnung untereinander und längs des Horizontes, d. h. in ihrer Verbindung mit den Monaten, vorzubringen vermag. Diese Verwendung als Lautschrift bedeutete dann zuletzt die Gewinnung des Runenalphabets, wie sie etwa seit dem 2. Jahrhundert u. Z. gesichert ist.

Alles dies bedarf natürlich noch sorgfältigster und umfassendster Erforschung. Aber es bedurfte der wahrhaft genialen Schau Herman Wirths, um einmal den großen, gleichzeitig kühnen und nüchternen, gleichzeitig so phantasievollen und auch so plausiblen Gedanken einer solchen Entwicklungsmöglichkeit zu fassen. Aber die Fundamente scheinen mir gelegt und, wie hier zu zeigen versucht wurde, gesichert. Daß Wirth diesen großen ersten Grundriß der Entwicklung nordischer Geistigkeit zugleich mit einer Fülle untermalender und illustrierender Hypothesen historischer, ethnographischer, linguistischer Art umrankte und so gleich schon ein volles farbiges Gemälde zu liefern versuchte, müssen wir dem Menschen seiner Art, der der Fähigkeit zur bildhaften Schau auch im Bereiche des nicht wirklich gesicherten manchmal dichterisch Herr über sich werden läßt, zugute halten, und ihm danken für seine genialen Anregungen und Hypothesen, wenn wir auch wünschen und fordern müssen, daß stets eine strenge Trennung festgehalten wird zwischen dem, was durch genau aufweisbare Methoden gesichert werden kann, und dem, das nicht gesichert ist. Aber ein Mensch, der diese Schaukraft nicht besäße, würde uns auch nicht jene große Einsicht in das Sicherbare geschenkt haben, die er uns gab. Möchten viele junge Kräfte sich finden, die die schöne Auf-

gabe auf sich nehmen, an der Erforschung und Sicherung dieses Gebietes weiter zu arbeiten[1].

Zur Praxis dieses Weiterforschens darf vielleicht noch folgendes bemerkt werden: Herman Wirth hat aus der Literatur und den Museen sozusagen der ganzen Erde ein ungeheures Material seit vielen Jahren zusammengetragen und gesichtet. Dieses Material hat ihm die tatsachenmäßige Grundlage geliefert zu seiner ersten großen Zusammenschau in „Der Aufgang der Menschheit", Jena 1928. Hier schälte sich zum ersten Male ein einheitlicher und zusammenhängender Gedankengang heraus, der einen roten Faden in dem Meere von überlieferten Formungen und Gestaltungen darbot. Ich habe im Vorstehenden darzulegen versucht, von welch fundamentaler und tragender methodischer Wichtigkeit auf diesem Gebiete gerade der einheitliche und zusammenfassende Grundgedanke ist, von dem aus erst eine Ordnung, eine deutende und beurteilende Übersicht in diesem Labyrinth möglich wird. In der Tat, wenn wir die trotz aller bedauerlichen Verluste noch vorhandenen Reste frühzeitlicher Formungen überblicken, dann wird man die eben benutzten Worte „Meer" und „Labyrinth" gerechtfertigt finden. Zwar hat man schon lange und im 19. Jahrhundert, nachdem meist aus den fürstlichen Raritätenkabinetten sich Museen entwickelt hatten, sogar mit steigendem Eifer von diesen Resten vieles zu erhalten getrachtet (wozu es bei der steigenden Umgestaltung unserer Kulturformen durch die Technik allerhöchste Zeit war). Aber der Gesichtspunkt, unter dem diese Reste zusammengetragen und betrachtet wurden, war meist allein derjenige der Altertümlichkeit dieser Gegenstände. Der Kunsthistoriker unterschied dann gewisse Stile der Ornamentik, man stellte Verwandtschaften gewisser Formen untereinander fest und suchte aus solchen Verwandtschaften vielleicht Entwicklungsreihen und kulturelle Abhängigkeiten zu gewinnen. Aber von einer Deutung solcher Formen oder gar von einer einheitlichen Deutung einer großen Gruppe von solchen war kaum die Rede. Es traten vielleicht hin und wieder einzelne Spuren davon auf, die aber fast stets nur mit zagender Ängstlichkeit sich bemerkbar machten und mit größtem Mißtrauen betrachtet wurden. Von hier aus wird eigentlich das Verdienst Herman Wirths erst voll ersichtlich.

Diese für das letzte Jahrhundert so charakteristische Ängstlichkeit entsprang aus dem positivistischen Zeitgeist, der nur das wahrhaben wollte, was unmittelbar mit Händen zu greifen war. Symbole sind aber als solche ihrem Wesen nach nicht mit Händen zu greifen. Wenn wir nur das anerkennen wollen, was direkt mit Händen zu greifen ist, dann verzichten wir mutwillig gerade auf jenes geistige Erstgeburtsrecht der indogermanischen Rasse, das in ihrer Fähigkeit zur Idee und zur Schau besteht, und unterliegen jener öden Vordergrundsmentalität[2], wie sie bis 1933 die deutsche Wissenschaft unter fremdem Einfluß über fünfzig Jahre völlig beherrschte. Aus dieser Mentalität und Zeit ist ja auch der sogenannte „Bastiansche Völkergedanke" entsprungen, der die auch damals schon auffälligen Gemeinsamkeiten der frühen Formgebung in großen Völkerkreisen dadurch erklären wollte, daß der frühe Mensch beim „Spielen mit Formen" sozusagen automatisch immer auf die gleichen Gestalten habe stoßen müssen. Wir können schon rein biologisch mit Sicherheit sagen, daß die Entwicklung des menschlichen Gehirns in den letzten zehntausend Jahren sich nicht sehr viel geändert haben kann. Dazu genügen, wie wir aus biologischen Experimenten wissen, 400 Generationen nicht. Wir dürfen also ruhig annehmen, daß die damaligen Menschen der Anlage nach genau so gescheit waren wie wir heute. Nur in der technischen Lebensbewältigung, deren Fortschritt auf einer sehr großen Anzahl von Einzelerfindungen beruht und notwendig nur schrittweise und in zeitlichen Abständen erfolgen

[1] Ich darf im übrigen darauf hinweisen, wie schöne Bestätigungen mancher Wirthschen Positionen Walter Wüst im alt-indischen Bereiche mit strengster wissenschaftlicher Methode feststellen konnte.

[2] Siehe meinen Aufsatz „Zur Philosophie des Dritten Reiches" (Zeitschrift für Deutschkunde, 48. Jahrgang, 1934, Heft 9).

kann, waren sie gegen uns weit zurück. Demgegenüber bedeutet die Bastiansche Auffassung eine Verkindung dieser frühen Menschen, welche allen biologisch bekannten Tatsachen widerspricht. Darum können wir sicher sein, daß jene Menschen mit ihren einfachen Mitteln genau so sinnhaft gehandelt haben wie wir, daß den Erwachsenen eine ebenso große Fülle von Erlebnissen und damit Vorstellungen zur Verfügung stand wie uns. Wenn vielleicht auch der Pithekanthropus oder Eoanthropus vor etwa einer Million Jahren zuerst bemerkte, daß er künstliche Kratzer und Striche auf weiches Material machen könne und dabei auf Zufälligkeiten und Spiel angewiesen war — von dem Menschen vor zehntausend Jahren kann das gewiß nicht mehr gesagt werden. Wenn dieser bestimmte Lineargestalten und Formen immer wiederholte, dann war das kein kindisches Spiel mehr, dann wußte er, warum er das tat. Dann waren dies sinnhafte Gebilde oder aus solchen hervorgegangen, waren Symbole. Der empiristische Positivismus, der seit der englischen Aufklärung das Denken Westeuropas banalisiert und für den Einbruch des Chaos reif gemacht hat, der trotz seiner damaligen kritischen Verdienste der Vater aller der Denkrichtungen geworden ist, die Europa jetzt bis an den Abgrund geführt haben (Abwendung von der Idee, Vernichtung der griechischen Wissenschaft, um ein chaotisches jüdisches Surrogat an deren Stelle zu setzen, sensualistischer Solipsismus, Milieutheorie, utilitaristische Ethik, mammonistische Nationalökonomie, Marxismus), ist es gewiß nicht wert, daß wir wegen ihm unsere Vorfahren vor wenigen tausend Jahren zu kindischen Idioten stempeln. Im übrigen ist die Welt der möglichen einfachen Linearformen sehr viel reicher als diejenigen meinen, welche sagen, daß man beim Spielen mit solchen immer auf die gleichen verfallen müsse. Wo aber gar an verschiedenen Stellen nicht nur gleiche Einzelformen, sondern ganze Gruppen von gleichen Einzelformen in fast gleicher Anordnung auftreten (wofür Wirth eine sehr große Anzahl von Beispielen bringt), dort ist schon die sozusagen rein mathematische Wahrscheinlichkeit, daß es sich um voneinander unabhängige Bildungen handelt, phantastisch gering, — um so mehr, wenn diese Gruppen jeweils mehrfach auftreten und die äußeren Umstände nahelegen, daß ihre Sinnhaftigkeit einem analogen Geistesbereich angehört (nämlich etwa einem religiös-weltanschaulichen Bereiche). Hier liegen die exakt zu nennenden Beweismöglichkeiten der Grundzüge der Wirthschen Auffassung.

Allerdings muß die Beachtung derjenigen Umstände, die man nicht mit Händen greifen kann, immer einer besonders genauen und strengen Kontrolle unterliegen. Nur so kann verhindert werden, daß sie nicht in Phantastereien ausartet. Die Mittel zu dieser Kontrolle liegen aber vor, und zwar derart wirksam, daß sie alles nicht wirklich Begründbare auszuschalten, das wirklich Begründbare aber auch wirklich sicherzustellen vermögen: Sie bestehen in der strengen Methodik[1]. Gerade in der Sinnbildforschung haben wir ein Gebiet vor uns, in dem man bei streng methodischer Überlegung, wie sie oben durchgeführt wurde, durchaus in der Lage ist, über das hinauszugehen, was man mit Händen greifen kann und doch auf streng gesichertem und festem wissenschaftlichen Boden zu wandeln.

Die Sinnbildforschung Herman Wirths ist in ihren wesentlichen Zügen, wie sie oben dargelegt wurden, in der Tat methodisch voll sicherbar. Sie hat zum ersten Male Sinn und Ordnung in jenes unübersehbare Meer von Formen gebracht, welches uns die Reste der Vergangenheit etwa seit der letzten Eiszeit darbieten. Sie hat gezeigt, daß es eine frühe Kulturwelle gegeben hat, welche diese Symbole in immer neuen Abwandlungen über weite Bereiche der Erde trug. Sie bildet nun endlich einen festen Kristallisationskern, von dem aus die Forschung unter steter, immer neuer Kontrolle, Vergleichung und Sichtung weitergeführt werden kann. Von hier aus wird sich nach und nach immer sicherer auch entscheiden lassen, was zu dem Bereich dieser Kulturwelle gehört, was nicht.

[1] Wie ich sie in vielen Schriften für die strengen Wissenschaften genau entwickelt habe.

So ergeben sich nun vor allem zwei Hauptrichtungen, in denen die Forschung sich weiterentwickeln wird. Die erste liegt in dem immer weiteren Ausbau des Wirthschen Lebenswerkes, der Sammlung allen palaeoepigraphischen Materials und dessen immer tieferer Durchforschung nach allen Richtungen. Der Atlas zur „Heiligen Urschrift" hat schon reiches Material veröffentlicht, aber, da nicht alles veröffentlicht werden kann, so muß eine Zentrale für diese Forschungen vorhanden sein, bei welcher das Material zusammenströmt und verarbeitet wird. Die zweite Hauptrichtung der Forschung aber wird darin bestehen müssen, speziell in unserem deutschen Raume alles noch Erreichbare an alten Formungen festzuhalten und zu sammeln. Man kann sich denken, daß viele junge Kräfte bald mit der Kamera durch unsere alten Dörfer, Städte und Gemarkungen ziehen, um diesem Werke zu helfen, nachdem sie etwa darin geschult worden sind, wie man alte Formungen so feststellt, daß das Bild mit den zugehörigen Notizen wissenschaftlich sicher und genau verwertbar ist. Diese letztere Forschungsrichtung, Heimatforschung unter den von Herman Wirth erarbeiteten Gesichtspunkten, wird uns dann in einer Reihe von Jahren eine Fülle von Material an die Hand geben, das dann durch seine Bearbeitung nach geographischen und stammlichen Gesichtspunkten uns heute wohl noch ungeahnte Blicke in die Kultur unserer Vorväter ermöglichen wird[1]. Die verdienstvolle Tätigkeit von SS-Sturmbannführer Weigel, der heute schon nach Wirthschen Gesichtspunkten in deutschen Landen sammelt, bietet zu dieser letzteren Forschungsrichtung einen verheißungsvollen Beitrag und einen Anfang zu einer besonderen Heraushebung dieses Gebietes.

Familie und Sage

Von Paul Zaunert

Die erste Sage, die ich in meinem Leben hörte, wurde uns Kindern vom Vater erzählt. Der hatte sie von seiner Mutter. Und sie wurde uns nicht unter dem Namen „Sage" überliefert, sondern einfach als eine von den Geschichten, wie sie die Großmutter erzählt hatte. Es war eine Begebenheit mit einem Werwolf, die sich in der Nähe des urgroßelterlichen Hauses zugetragen haben sollte.

Später, als ich selber den Spuren der Sage im Volke nachging, begegnete es mir des öfteren, daß ich vom Sohn oder der Tochter, die derselben Generation wie ich angehörten, an den Vater oder die Mutter gewiesen wurde. Aber auch, daß die Erzählungen der Alten von ihren Kindern ergänzt oder in Fluß gebracht wurden: „Früher hast du doch noch das und das dabei erzählt ..."

Die Sage erscheint aber nicht nur oft als ein Erbgut gewisser Familien, sie ist vielfach noch enger mit ihnen verbunden. Ein Glied der Familie ist unmittelbar an dem Ereignis, von dem die Sage berichtet, beteiligt. Ein Unglücks- oder Todesfall im Hause hat sich in einem Vorgesicht, Vorspuk, Vorzeichen angekündigt. Einer von den Angehörigen hat eine Begegnung mit einem Spuk gehabt. Eine Tochter hat als Magd in einem Haus gedient, wo der Hausherr ein Erz- und Ober-Freimaurer war usw.

Man kann noch weitergehen und feststellen, daß in sehr vielen Fällen die Familie und ihr Gedeihen oder Verderben, ihr Sitz und Besitz, Haus und Hof und Acker, im Mittelpunkt der Sagenhandlung stehen, ihr eigentliches Thema sind.

[1] Vielleicht darf ich hier auf die vortreffliche Zeitschrift „Volk und Scholle", Zeitschrift des Landschaftsbundes Volkstum und Heimat, Landschaft Rheinfranken-Nassau-Hessen (herausgegeben von Landschaftsleiter Min.-Rat Ringshausen in Darmstadt), hinweisen, die eine Menge sehr interessanter Beiträge in obigem Sinne bringt. Siehe im letzten Jahrgang u. a. die Aufsätze von Heinrich Winter über Symbolik im Fachwerkbau und im Kratzputz.

Das tritt z. B. gleich sehr greifbar zutage, wenn man die große und auf urtümlichen Vorstellungen beruhende Gruppe der Wiedergängersagen daraufhin genauer ansieht. Da ist z. B. die charakteristische Gestalt der toten Mutter, die wiederkommt zu dem weinenden Säugling, ihn auf den Arm nimmt und stillt (so in hessischen und rheinischen Sagen). Das Motiv ging dann auch in unsere Märchen über, es tritt z. B. in dem Grimmschen von „Brüderchen und Schwesterchen" auf, in der nordischen Überlieferung unter anderem in der isländischen Volkserzählung von der „Riesin im Steinboot" („Isländische Volksmärchen", übersetzt von Hans und Ida Naumann, Nr. 24). Eine andere Frau hat keine Ruhe im Grabe, weil das Erbe unter die Kinder ungerecht verteilt ist (s. meine „Rheinlandsagen" II, 209), eine dritte, weil sie der Kirche großes Gut vermacht, die nächsten Anverwandten aber in Armut hinterlassen hat (Hessen-Nassauische Sagen, S. 321). Hat jemand ein Gelübde getan und stirbt er, bevor er es erfüllte, so muß er solange im Hause umgehen, bis die Hinterbliebenen es für ihn ausführen; eine häufige Sage, nach der also eine derartige Verpflichtung sich in der Familie forterbt. In enger Verbindung mit dem Wiedergängerglauben steht die bekannte Gestalt der Weißen Frau. Sie ist auf dem Boden des Toten- und Seelenglaubens erwachsen. Oft erscheint sie verwünscht. In vielen Fällen hat sie eine Schuld zu verbüßen, häufig Kindesmord oder Selbstmord. Die Tragik einer Einzelseele, ein Schicksal, in das aber jedesmal auch die Familie unlöslich verflochten ist. Derartige Erscheinungen von Wiedergängerinnen werden auch heute noch geglaubt. Mir ist ein Fall bekannt, wo eine solche an der Todesstätte dem nächsten Anverwandten begegnete. Er hat es mir selbst erzählt, nie hat ein Sagenbericht mich erschüttert wie der. Hier stand das Sagenerlebnis völlig im Kreise des Familienschicksals.

Die Weiße Frau ist aber in vielen Sagen mehr als eine Einzelseele in der Generationenreihe, sie ist die Verkörperung des Schicksals der Sippe selbst. Sie erscheint in vielen Häusern jedesmal, wenn der Tod eines Familienmitgliedes bevorsteht, nach mancher Sage aber auch vor glücklichen Ereignissen, besonders vor der Geburt eines neuen Sprosses. Die im Detmolder Schloß soll eine lippische Gräfin sein, die auf dem Sterbebette gewünscht hat, ewig an aller Freude und allem Leide ihrer Familie teilnehmen zu können.

Diese Ahnfrauen also werden zu Genien, Schutzgeistern der Geschlechter, zu Sippenseelen. Die eigentliche seelische Wesenheit ist in dieser Grundschicht des Glaubens eben diese Sippenseele; das einzelne Menschenleben, die Einzelpersönlichkeit nur ein Teil von ihr, ein Glied, ein Kapitel der Sippengeschichte. Die Weißen Frauen in dieser Vorstellungsweise sind den nordischen Fylgjen zu vergleichen, den „Folgerinnen", die dem leiblichen Menschen innewohnen, als Schutzgeister mit ihm sind, sich nächtlicherweile im Traum von ihm lösen, ihm kurz vor seinem Tode erscheinen, und wenn er stirbt, auf ein Glied der nächsten Generation übergehen.

Dem einzelnen Menschen, der sich vollendet und wissend wird, kommt immer mehr von der Tatsache dieser Sippenseele zum Bewußtsein, er erkennt immer deutlicher, wie sein Einzelsein durch dieses Sein einer höheren Ordnung, das mit ihm zur Welt kommt und in ihm weitergeht, bestimmt wird.

Diese Kollektivseele, und nicht die Vorstellung der Einzelseele, ist jedenfalls in unserem Volksglauben das Ursprünglichere und Richtunggebende gewesen. Nach der zeitweiligen Atomisierung des seelischen Lebens durch das rationalistische Denken und die großstädtische Zivilisation melden sich die noch verbliebenen Reste dieser aufbauenden Grundkraft jetzt wieder um so stärker.

In engem Zusammenhang mit diesem Vorstellungsbereich stehen auch die Hausgeistersagen. Wie in unserm Sprachgebrauch das Wort „Haus" geradezu in die Stelle von „Familie", „Geschlecht" treten kann, so gehörten Haus und Hof, der Familienbesitz, das Familiengut, gleichsam mit zum Familienkörper. Zumal für die Fälle gilt das, wo eine Familie

jahrhundertelang in dem gleichen Besitz seßhaft war. Und da sind allemal die günstigsten Vorbedingungen für Sagenbildung und -erhaltung gegeben.

Bei vielen Berichten können wir die Entstehung der Hausgeistsage beobachten. Zu Hachborn in Oberhessen, zwischen Marburg und Treis, wird von einem Pächter erzählt, der konnte sich auch nach seinem Tode nicht von dem Hofe trennen. Wie bei Lebzeiten zeigte er sich zwischen seinen Leuten bei der Arbeit, und wo er erschien, ging es nochmal so flott. Wenn in der Scheune ein Knecht beim Garbenherunterschaffen eine geworfen hatte, warf er die zweite. Die Hofleute kannten ihn und nannten ihn bei seinem Namen, Kurt. Er machte aber einen strengen Unterschied zwischen denen, die vom Hofe waren, und denen, die nicht dazu gehörten. Als einmal ein fremder Knecht rief: „Kurt, wirf", da nahm er den selber und warf ihn die Tenne hinab.

Man sieht also hier die Sage vom Hausgeist aus dem Totenglauben hervorgehen. Die Sorge um das Werk, in dem er sein Lebenlang geschafft hat, und der Schaffenstrieb lassen dem Toten keine Ruhe. Oder, von der Seite der Nachlebenden erlebt, stellt es sich auch so dar: Es ist von seiner Art, von seinem Wirtschaften soviel in die Hof- und Feldarbeit, die Arbeitsstätten und Gerätschaften übergegangen, daß er überall da fortlebt.[1]

Erzgebirgische und vogtländische Sage redet von einem Kobold, dem sie den Namen Heigidl (Heugütel) beilegt, und der vielerlei Verrichtung im Haus, besonders im Stall übernimmt. Diese „Gütel" sind nach dem dortigen Volksglauben die Seelen ungetauft verstorbener Kinder. Die Sippenseele, die Hausseele hat sie gleichsam wieder zurückgenommen. Wo sie sich zu schaffen gemacht hatten, sah man wohl hernach eine Spur im Staube wie von kleinen Kinderfüßen. Aber dann wird auch wieder erzählt: Als eine Bäuerin einmal auf dem Boden Heu in die Schürze raffte und dabei ein Gidl mit erwischte, da hatte es ein ganz altes, runzliges Gesicht und einen langen Bart.

Dieser Kobold ist gern um die Kinder, umhegt sie, scheint sie bisweilen zu beunruhigen, spielt mit ihnen. Wenn das Kind im Schlafe lacht, so sagt die Mutter: „'s Gidl tallt (tändelt) mit'n." Ein sehr vielsagender Zug im Volksdenken. Man kann das Weiterwirken und -bilden des Ererbten, des Haus- und Familiengeistes in den jungen Seelen nicht feiner und treffender ausdrücken.

Die Familienzugehörigkeit und Vertraulichkeit zeigt sich vielfach auch in den Namen, die dem Hausgeist beigelegt werden: Heinzchen, Hinzel, Chimke (aus Joachimken), Niß (aus Nikolaus), Petermännchen usw. Ebenso bezeichnend sind seine Lieblingsplätze: am Herdfeuer oder hinterm Ofen, oder im Dachgebälk. Nimmt man daher zu einem Neubau vom Balkenwerk des alten Hauses, was noch brauchbar ist, so nimmt man auch den Hausgeist mit (Ulr. Jahn, Volkssagen aus Pommern und Rügen, 105, 113, 116 f.). Man wird dabei an die ersten Islandsiedler erinnert, Männer wie Ingolf vom Dalfjord und Thorolf Mostrarskegg, die ihre Hochsitzsäulen mitnahmen und sie, als das Neuland in Sicht kam, über Bord warfen; dort, wo die ans Land trieben, wollten sie sich anbauen. Von Thorolfs Hochsitzpfeilern heißt es ausdrücklich, daß Thors Bild darein geschnitten war.

Es ist sehr wohl denkbar, daß vor und neben solchem Kult von Göttern im Hause ein Kult von Ahnen herging.

Balken als Sitz von Seelen und göttlich verehrten Wesen dürfen uns nicht befremden. Das Holz ist dem Germanen nicht totes Material. Der Baum ist ihm die mächtigste Verkörperung der Wachstumskräfte. Menschenleben und Baumleben gleichzusetzen, ist seinem Empfinden etwas ganz Natürliches. Auch in der freien Natur draußen wird nach seinem Glauben der Baum oft zum Aufenthalt einer Totenseele, eines geisthaften Wesens.

Aus dem Eichkamp, der das Gehöft umstand, oder aus dem Eichenbestand, den sich die Dorfgemeinde erhielt, stammte das Bauholz des alten niederdeutschen Hauses. Daß diese Gehölze oft zum Wohnsitz von Geistern wurden, von deren Gunst das Gedeihen der Hofbewohner und ihrer Wirtschaft abhing, bezeugt uns u. a. eine alte niederrheinische Sage aus dem 15. Jahrhundert (s. meine „Rheinlandsagen" I, 201). Die „witten Frouwen oder heiligen Holden" (auch „selige Frauen" und „gute Holden" genannt) wohnen da auf und bei Buschmannshof „unter der Erde und unter krausen Büschen und Bäumen".

[1] Die annehmbarste Erklärung für das Wort „Kobold" ist „Hauswalt".

Auch die Verknüpfung von Schicksal eines Hauses und Geschlechtes mit dem Wachstum eines bestimmten Baumes kennt unsere Sage; dergleichen wird z. B. von Hohenlandsberg im Steigerwald, ferner von der pfälzischen Burg Lindelbrunn und einer westerwäldischen auf dem Hohenselbachskopf erzählt. Wie tief solche Vorstellungen in unserm Volksdenken wurzeln und wie auch in neueren Zeiten noch um solche Bäume sich echteste Familiensage bilden kann, davon haben wir einen ansprechenden und lebendig gefühlten Bericht von jemand, bei dem man ihn wohl wenig vermutet, von Goethes Werther in seinem Brief vom 1. Julius (im 1. Buche), wo er von seinem und Lottens Besuch auf dem Pfarrhofe in St ... und den schönen Nußbäumen dort schreibt: „Der jüngere dort hinten" — so erzählt der Pfarrer — „ist so alt als meine Frau, im Oktober fünfzig Jahre. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als sie gegen Abend geboren wurde. Es war mein Vorfahr im Amte, und wie lieb ihm der Baum war, ist nicht zu sagen; mir ist er's gewiß nicht weniger. Meine Frau saß darunter auf einem Balken und strickte, da ich vor siebenundzwanzig Jahren als ein armer Student zum ersten Male hier in den Hof kam ..."

Die Sitte, in der Geburtsstunde eines Kindes ein Bäumchen zu pflanzen, hat sich, zumal bei bodenständigen Geschlechtern, lange erhalten, im Aargauischen wurde sie noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ziemlich allgemein geübt. —

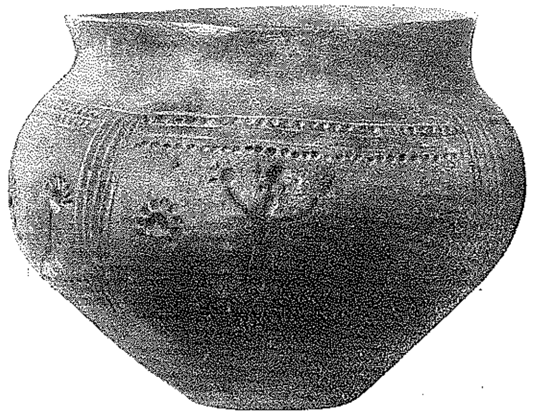
Ganze Gruppen von Sagen, an denen sich vielfach Verflechtung mit dem Wohl und Wehe der Familie, mit ihrem Reichwerden und Verarmen beobachten läßt, können hier nur gestreift werden: die Geschichten z. B. von der glückbringenden Hausotter oder Natter mit dem Krönchen, von dienstbaren Geistern in Tiergestalt, wie dem Drachen oder Hühnel, die mitunter vererbt und in die Aussteuer mitgegeben werden; vom spiritus familiaris, von Hecktalern, von vergrabenen Schätzen, von reichen Erzadern, die von Bergknappen gefunden wurden, u. a. Da hören wir ferner von Verfall und Vergeudung des Familiengutes durch Spieler und Trinker. Da spuken die Bauern, die den Grenzstein verrückt und den Nachbarn Ackerboden abgepflügt haben, die falschen Landmesser und die Meineidschwörer, die das Erbland und die Allmende geschmälert haben.

Nicht minder bekommt die ganze so üppig ins Kraut geschossene Zaubersage ihren ursprünglichen Standort, ihre festeren Umrisse wieder, wird uns in ihrem Zusammenhang mit dem alten Volksleben greifbarer, wenn wir sie in die Welt der altdeutschen, landsässigen, bodenständigen Familie hineindenken, in die Zeit, da diese Familie allerwegen noch ein unverkümmerter vollentwickelter Organismus war. Man kannte und übte allerlei Wetter- und Fruchtbarkeitszauber, griff zu magischen Mitteln in Liebesangelegenheiten und Männerstreit, trieb Heilzauber für alles, was zur Sippe gehörte, was gleichen Blutes war, trieb Schadenzauber gegen Feinde der Sippe und des Stammes, wünschte und hexte ihnen und ihren Kindern, ihrem Vieh und ihrer Wirtschaft Siechtum, Mißwachs und Unfall an, und mußte zugleich zu zauberischer Abwehr ebensolcher Angriffe von der Gegenseite gerüstet sein. Das ganze magische Getriebe war bei all seiner Vielgestaltigkeit und steten Gefahr der Entfesselung wild-chaotischer Instinkte doch einer natürlichen gewachsenen Lebensordnung eingegliedert und durch sie in Schranken gehalten.

Die Zersetzung und Inflation des heidnisch-germanischen Zauberwesens erfolgte erst durch das massenhafte Eindringen spätantik-orientalischer Verfalls- und Gärungsprodukte und dann vor allem seit dem späteren Mittelalter, seit dem 13. Jahrhundert etwa, durch die riesenhaft aufschwellenden Vorstellungen vom Teufel und seinem Reich. Er zog die

Zauberfrauen der alten heidnischen Zeit, oder vielmehr deren Nachfahren, fast völlig in seinen Kreis, ihr Bild wurde entstellt und aus den alten Sippenzusammenhängen herausgerissen.

Man findet in der neueren Sage noch gelegentliche schüchterne Andeutungen, daß auch Zauberei sich vererben kann. Kann; es ist also nicht etwa die Regel. Sie wird ja zünftig betrieben, übertragen, gelehrt. Pflanzte sich aber, wie alles Zünftige, doch nicht selten auch im Erbgange fort. Nur daß man, weil sie nun zum größten Teil als etwas Verdammliches erschien, es meist nicht offen sagte. Doch traute man z. B. in Westfalen den Erbschmieden noch bis ins vergangene Jahrhundert besondere Heilkräfte zu; sie konnten gewisse Krankheiten durch Anblasen „böten".



Urne aus einem eisenzeitlichen germanischen Sippengrabe zu Quenstedt bei Halberstadt, den Aufstieg aus dem Grabe durch Sonnenlauf-Sinnbilder darstellend

Aus: Herman Wirth, Die Heilige Urschrift der Menschheit

Besonders in abgeschlossenen, für sich lebenden Volksgruppen und -grüppchen hielt sich manches dieser Art. Man sieht es z. B. an den Sagen der Inselfriesen auf Sylt, die C. P. Hansen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aufschrieb, zum Teil nach Erzählungen, die er in seinen Jungensjahren von der alten Maiken Niß Taken gehört hatte. Maiken hatte es noch mit eigenen Augen gesehen, wie die Maren Wullis sich in einen Seehund verwandelte und so ein Schiff an den Strand lockte. Diese Maren Wullis aber war eine Freundin und Jüngerin von Maikens eigner Großmutter, die auf eben die Art vor den Schiffen herzuschwimmen und sie an den Strand zu ziehen verstand, und auch Stürme machen konnte. Die Pantoffeln, mit denen die Alte das tat, hatte Maiken von ihr geerbt — so erzählte sie den Jungens —, aber sie wüßte sie nicht mehr zu gebrauchen ... Indessen sie war so voller Heimlichkeiten und Aberglauben, sie mag ihnen wohl nicht alles gesagt haben, was sie wußte, und noch dies und das getrieben oder probiert haben in diesem Fach, wovon sie nicht sprach. Sie erscheint wie ein Ausläufer alter magischer Erbanlagen.

Einen sehr wertvollen und von der Forschung immer noch nicht völlig erschlossenen Teil unserer Volksüberlieferungen bilden die Sagenkreise von den elbischen Geistern und elbenhaften Naturwesen. In den Zeiten, in denen sie entstanden, müssen Familienbewußtsein und Sippenzusammenhang sehr stark an der Gestaltung des Weltbildes beteiligt gewesen sein, denn von da aus wird das Denken über diese dämonischen Gewalten in der Umwelt

und Landschaft des alten Stammvolkes in hohem Maße bestimmt, und von diesem Lebenszentrum her ist vieles in der Gestaltung der Elbensage zu begreifen. Die Geister dieses Schlages suchen häufig neugeborene Kinder, Wöchnerinnen, aber auch die großen Söhne und Töchter der Menschen in ihre Gewalt zu bringen, Es kommt zu Liebschaft und Ehe zwischen Menschen und elbischen Wesen. In großen Nöten wird solchen Geistern ein Glied der Sippe, ein Kind angelobt und geopfert (ein altes Motiv, das oft noch als Märchenanfang vorkommt). Häufig auch kommt es zwischen Menschen und Elben zu Verfeindung und Racheakten, wie zwischen zwei Nachbarsippen.

Sehr viel wird andererseits erzählt von freiwilligen wechselseitigen Besuchen und Dienstleistungen. Elbische Wesen treten in das Gesinde des menschlichen Haushalts und umgekehrt. Kundige Bäuerinnen oder Edelfrauen werden zur Hilfe gebeten bei Elbinnen, die in Kindesnöten sind. Ein ganzes Zwergenvolk kommt in die Wochenstube des Schlosses oder Gutshofes und feiert da eine lustige Hochzeit; es ist wie ein bunter heiterer Traum von guter Vorbedeutung für die kommenden Geschlechterreihen der Sippe.

Und die Menschen empfingen dann oft aus Elbenhand Geschenke, die als Glückskleinode sorgsam in der Familie aufbewahrt und fortgeerbt wurden. So die drei Stäbe, die eine Gräfin Ranzau von den Unterirdischen zum Dank für ihren nächtlichen Wehmutterdienst erhielt und die sich unter ihrem Kopfkissen in Gold verwandelten. Die kleine schöne Zwergin, die sie abgeholt hatte und wieder zurückgeleitete, händigte ihr die Gabe ein mit dem Rat: „Aus dem ersten laß einen Hering, aus dem zweiten Rechenpfennige, aus dem dritten eine Spindel machen. Und offenbare die ganze Geschichte niemandem auf der Welt außer deinem Gemahl. Ihr werdet zusammen drei Kinder zeugen, die werden die drei Zweige eines Hauses sein. Wer den Hering bekommt, wird viel Kriegsglück haben, er und seine Nachkommen; wer die Pfennige, wird mit seinen Kindern hohe Staatsämter bekleiden; wer die Kunkel, wird mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet sein." —

Einer aus dem Hause, Josias Ranzau, der den Hering aus dem Golde der Unterirdischen erbte, ließ sich einen Degengriff daraus machen, durchfocht mit der Waffe unzählige Raufhändel und Schlachten, und wurde in französischen Diensten schließlich Marschall. Warum und wie er sich von jenem Glücksdegen trennte und wie es ihm danach erging, steht in den schleswig-holsteinischen Sagen zu lesen.

Wir sind damit unvermerkt in eine andere große Sagengruppe gekommen, für die wir uns die Bezeichnung „geschichtliche Sagen" angewöhnt haben. Und wir vermuten, daß auch hier die Familie in der Sagenbildung eine Rolle spielt. Wir finden diese Annahme bestätigt, sowie wir uns in diesem Sagenbereich umsehen. Wir bekommen den Eindruck, daß sie hier geradezu im Mittelpunkt steht. Natürlich ist das nicht so zu verstehen, daß für jede historische Sage, die sich überhaupt findet, der Lebenskreis Familie ein Hauptmotiv hergegeben hat, und daß jede Sage nun von daher „erklärt" werden muß. Aber es ist gar nicht zu verkennen, zumal wenn man in das Mittelalter zurückgeht, wie sich hier ein Grundstock bildete aus der Sage um die Geschlechter, die die Führung hatten oder sonstwie Volks- und Stammesart kraftvoll verkörperten. Das gilt sowohl von den Herrscherhäusern, die im alten Reich einander ablösten, den sächsischen Liudolfingern, den Saliern, Staufen, Welfen, Habsburgern, wie auch von den führenden und hervorragenden Familien in den einzelnen Stammesgebieten, Landschaften, Gauen.

Zu den häufig wiederkehrenden Motiven in diesen geschichtlichen Sagen gehören daher Ursprung des Geschlechtes, Taten, die zu seinem Aufstieg führten und die ihm innewohnende Kraft bekunden, Gründung von Stammsitzen, Wappen der Familie, Weissagungen, Träume und Vorzeichen von kommenden Schicksalen, wunderbare Rettung aus großer Gefahr, jahrelange Kriegs- und Pilgerfahrt des Hausherrn, Verschollensein und Heimkehr, Ehe-Irrungen und Verdächtigung treuer Ehefrauen, übergroße Freigebigkeit und Wohl-

tätigkeit frommer fürstlicher Hausfrauen, wogegen der sparsame Gatte einschreitet (Otto der Große und Edgitha, Landgraf Ludwig und die heilige Elisabeth), Zwist unter Geschwistern, namentlich Halbgeschwistern, oder zwischen Vater und Sohn oder Stiefsohn, Erbstreit, Machtkampf zwischen Brüdern oder Vettern und zwischen rivalisierenden Sippen, Begebenheiten mit dem Gesinde, den Gefolgsleuten, Vasallen.

Mehrere geschichtliche Einzelgestalten desselben Hauses wachsen dabei oft zu einer Sagenpersönlichkeit zusammen. Ein bekanntes Beispiel dafür sind die beiden Hohenstaufen, Friedrich Barbarossa und sein Enkel Friedrich II. Auch in der mittelalterlichen Sage von Herzog Ernst von Schwaben, der sich gegen seinen kaiserlichen Stiefvater erhob, flossen Gestalten wie Ereignisse aus dem salischen und dem sächsischen Königshause zusammen. Das Typische der Familienschicksale sowie der Anlagen, Anschauungen und Charakterzüge, nicht die historisch-politische Seite der Ereignisse, war für die Menschen, die das Geschehen in der Erlebnisweise der Sage auffaßten, das Wesentliche.

Auch wo die Sage sich in deutlicher sozialer Begrenzung entwickelt, wenn sie, wie es oft geschieht, sich innerhalb bestimmter ständischer oder Wirtschafts- und Berufsgruppen bewegt, so z. B. in Kreisen des landsässigen Adels, des Rittertums, der Stadtbürgerschaften, der Fischer und Seeleute, der Berg- und Hüttenleute, der Jäger, Forstleute und Waldarbeiter, der Sennen, der Soldaten usw. — immer wird man beobachten können, daß die Sagenbildung da am reichsten und wurzelkräftigsten ist, wo diese Gewerbe und Berufe und Standesgruppen von bestimmten Sippen getragen wurden, sich in ihnen forterbten. Eigentlich ständisches Leben kann sich ja überhaupt nur da entfalten, wo es sich in Familien fortpflanzt; sie sind die Träger der Tradition, auf der sich das Wesen der natürlichen und echten Stände aufbaut.

Auch die großen geschichtlichen Ereignisse, die Wendezeiten im Gesamtschicksal der Nation, die großen Kriege, Glaubens- und Machtkämpfe und revolutionären Bewegungen konnten für den Hauptteil des Volkes erst zur Sage werden, wenn und wie sie in den engeren Lebenskreis der heimischen Wirtschaft, Dorfschaft und Landschaft eintraten und eingriffen, in das Blickfeld der Familie. Das gilt wenigstens für die Zeiten, in denen sich die Hauptmasse der bisher aufgezeichneten Sagen bildete. Nur einzelne überragende Gestalten der mittelalterlichen Kaiser- und Reichsherrlichkeit und wieder Träger der neuzeitlichen Großmachtbildung wie Friedrich und Josef der Zweite sind davon ausgenommen. Unser Volk lebte bis in die neue Zeit hinein mehr in seinen Teilorganismen, den Familien und den Gruppen, die sich daraus aufbauten, den Bauerschaften und Stadtgeschlechtern, Gauschaften und Stämmen, Arbeits- und Berufsgruppen.

Und wie das räumliche war auch das zeitliche Schauen der Sage dadurch begrenzt, daß sie in der Tradition der Familie und sonstiger Bluts- und Lebensgemeinschaften stand. Sehr oft reichen in ihr die Erinnerungen an geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten nicht über die Zeiten des Großvaters und allenfalls Urgroßvaters hinaus. Was sich jenseits dieser Grenzen des Familiengedächtnisses bewegt, fließt zu allgemeineren Vorstellungen, wie denen der „Schwedenzeit", „Russenzeit", „Franzosenzeit", eines „Türkenkrieges" oder den noch unbestimmteren eines „großen Krieges" zusammen. Alte typische Sagenbegebenheiten, wie die von der Weibertreue und andere Belagerungssagen, von der Überlistung des Feindes durch vorgetäuschte reiche Vorräte, von seiner Vertreibung durch Bienenkörbe, von Verrätereien und ähnlichem, alte Erbstücke der Sagenüberlieferung, werden in den Gesichtskreis der letzten drei, vier Generationen mit hereingenommen und dem innerhalb dieses Kreises liegenden und noch gewußten Geschichtsvorrat eingeordnet und angepaßt.

Was bedeuten nun alle diese Feststellungen für unsere Erkenntnis des Wesens der Sage? Wir sehen, daß die bisher gangbaren Begriffsbestimmungen nicht ausreichen: Erklären

wir die Sage bloß als einen „mündlichen Bericht und Deutungsversuch einer merkwürdigen Begebenheit oder Erscheinung, die als wirklich gelten und geglaubt werden" — als „Belegerzählung für die primitive Naturwissenschaft, Geschichtswissenschaft und Glaubensüberlieferung des Volkes", oder ähnlich —, so bleiben wir in Abstraktionen stecken und lassen zudem ungeklärt, was eigentlich unter „Volk" verstanden werden soll. Es fehlt bei dieser Betrachtungsweise etwas Wesentliches oder wird nicht genug betont und klargemacht, nämlich das organisch Bedingte der Sage. Die Tatsache, daß sie in ihrem Werden und Wesen immer gebunden ist an eine konkrete Menschengruppe, die eine natürliche, gewachsene Einheit ist. Nur aus einer solchen Gemeinschaft des Blutes, die einheitlich denkt, fühlt und will, wächst die Sage, und nur für sie und in ihr gilt und lebt sie wirklich. Solche Lebenskreise, solche Organismen, mit denen die Sage wächst, von deren Wachstum, inneren Kräften und Schicksalen sie uns sprechen will, sind Familie und Sippe, Stamm und Volk.

Und wir müssen auch hier die tatsächlichen Verhältnisse, unsere deutsche Wirklichkeit, ins Auge fassen, wie sie sich gestaltet und gewandelt hat. Die alten Gemeinschaften, mit denen die Sage entstand, die Sippen und ihre Gruppierungen in Stämmen, Arbeits- und Wirtschaftsverbänden, sind vielfach aufgelöst oder gelockert und durcheinandergeschoben, durchkreuzt durch spätere geschichtliche Entwicklungstendenzen und äußere Einflüsse. Was wir heute an Sage haben und Sage nennen, das sind daher größtenteils Überlieferungsbruchstücke; die einzelne Sage ist meist nicht etwas Abgeschlossenes, für sich Bestehendes wie das Märchen. Sie läßt sich in vielen Fällen vergleichen etwa mit den einzelnen Angehörigen eines Trupps von Dorfleuten, die bei einem Volksfest in einen Menschenstrom gerieten, auseinanderkamen und einander suchen.

Sie entspricht, wenn man sie neben die nordisch-isländische Saga stellt, der sie nach Namen und Ursprung nächst verwandt ist, nur einem Fragment, allenfalls einem Kapitel aus dieser. Zu derartig einheitlichen festgefügten durchgebildeten Lebensberichten ganzer Sippen hat es in der deutschen Entwicklung nicht mehr kommen können — oder sagen wir genauer, zu ihrer literarischen Fixierung in einer ihrem Wesen völlig gemäßen Prosaform, die aus der mündlichen Erzählung übernommen wurde. Sie wurden bei uns in ihrem Wachstum gestört oder in andere literarische Formungen einbezogen. Daß es aber auch bei uns in mündlicher Überlieferung ähnliche große Lebenszusammenhänge gab und noch gibt, in die sich das Einzeldasein und Einzelerlebnis als ein Glied einfügt, davon legen unsere Sagen in ihrer Struktur Zeugnis ab. Und nicht nur das, bei einzelnen geschlossenen Volksgruppen oder -grüppchen finden wir noch Beispiele eines saga-ähnlich die ganze Sippe umfassenden Sagenzyklus, so bei den Sylter Friesen die Geschichte der Sippe Lüng, die mit dem Freiheitshelden und großen Piraten Pidder Lüng endete (Friesische Sagen, herausgegeben von Hermann Lübbing, S. 69—76). Hier sehen wir wieder sehr eindrucksvoll den organischen Zusammenhang, in dem die Sage gewachsen ist.

Der höchste, den andern Blutsgemeinschaften übergeordnete, sie umschließende Organismus, die Lebenseinheit Volk, verwirklicht sich bei uns erst jetzt ganz. Mit einer Stärke wie nie zuvor wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihm von uns Gegenwärtigen erlebt. Ganz naturgemäß strömt von daher auch seinen Teilorganismen neue Kraft zu, wird der Sinn für sie, für Familie, Bauer- und Bürgerschaften, Gauleben und Stammestum und ihre Sage, ihre Lebenszeugnisse neu belebt. Aber am stärksten ist das Erlebnis der Blutsverbundenheit in der Großfamilie Volk, und alle neue Sagenbildung wird dadurch mitbestimmt werden.

Osterbrauchtum im Rhein-Main-Gebiet

Das Ahnenerbe germanischer Bauern lebt in den Ostersitten unserer Tage

Von Dr. Carl G. Cornelius

Ostern, die Feier der Wiedererweckung des Lebens, des Sommersieges über die wachstumfeindlichen Winterkräfte, ist ein tief im Brauchtum unserer nordischen Ahnen wurzelndes Fest. Weihe der Erde und des Wassers, Kult des Lichtes und des Feuers, Segnung der aus dem Ei kommenden Fruchtbarkeit reihten sich schon bei dem indogermanischen Urvolk um die Frühlingsgöttin Ostara, und diese Züge trotzten im Lebensraum des deutschen Bauerntums dem Ansturm der Jahrtausende, oft kaum verändert, bis auf den heutigen Tag. Im Rhein-Main-Gebiet sind hauptsächlich die Bräuche um das Osterwasser und das Osterei noch üblich, während die Osterfeuer, denen einst das Kloster Lorsch zum Opfer fiel, im Rückgang begriffen sind oder sich zeitlich verlagert haben. Das Schöpfen von Osterwasser dagegen aus den lebensfrisch plätschernden Bächen der Heimat wird an vielen Orten noch heute geübt, so im Hüttenberg in Großrechtenbach oder bei Gießen in Großen-Buseck und in vielen Dörfern des Hinterlandes. Vor Sonnenaufgang soll das Osterwasser geschöpft werden, und strengste Stille muß dabei herrschen, wenn es Heilkraft besitzen soll. Schön und tiefempfunden ist die Erklärung aus der germanischen Sagenwelt, die die Wassertropfen als Tränen ansieht, die von den Felsen und Steinen geweint wurden, als Balder, der Götter Gütigster, starb. Deshalb lindern die in ehrfurchtsvollem Schweigen empfangenen gottgeweihten Tränen auch der Menschen Leiden und besonders die der Augen. Bis zum kommenden Jahr heben an vielen Orten die Bauern dieses



Lebensbaum und andere Sinnbilder schmücken die Ostereier in Hessen.
Auch mit Sprüchen werden sie beschrieben.
Aufnahme Dr. Cornelius



Eierwerfen in Rheinhessen. Hartgekochte Eier oder solche aus Holz werden an den Osternachmittagen um die Wette in die Luft geworfen.
Aufnahme Wochenblatt der Landesbauernschaft Hessen-Nassau

Wasser in verschlossenen Steinkrügen im Keller auf, während die Mädchen sich gleich am Bach oder an der Quelle mit dem in bestimmter Richtung geschöpften Naß waschen, wovon die Haut rein und schön werden soll.

Die vielfältigsten Bräuche jedoch ranken sich in der Osterzeit um das Ei, an dem ja die Geburt neuen Lebens in unmittelbarster Form augenfällig wird. Aus dem arischen Persien der vorchristlichen Zeit ist das Eierschenken beim Frühlingsfest ebenso bezeugt, wie aus Gräberfunden für die Germanen des 3. Jahrhunderts. Unsere Bilder zeigen verschiedene Formen dieses Brauchtums, wie wir sie heute noch im Rhein-Main-Gebiet antreffen, und auch das Bemalen der Eier ist aus germanischer Zeit überliefert, wo es mit Labkraut geschah. Beachtenswert ist endlich die Verbindung des Eierschenkens mit den z. B. in der Schwalm geübten „Mädchenversteigerungen“, die ebenfalls auf den ewigen Sinn der Wiedergeburt allen Lebens hinweist.



In Buchenau, Kreis Biedenkopf, wird am Ostermorgen das heilbringende Osterwasser geschöpft.
Aufnahme Dr. Cornelius

Die Ortung von Lemgo in Lippe

Sichtpunkte um St. Nikolai

Von August Meier-Böke

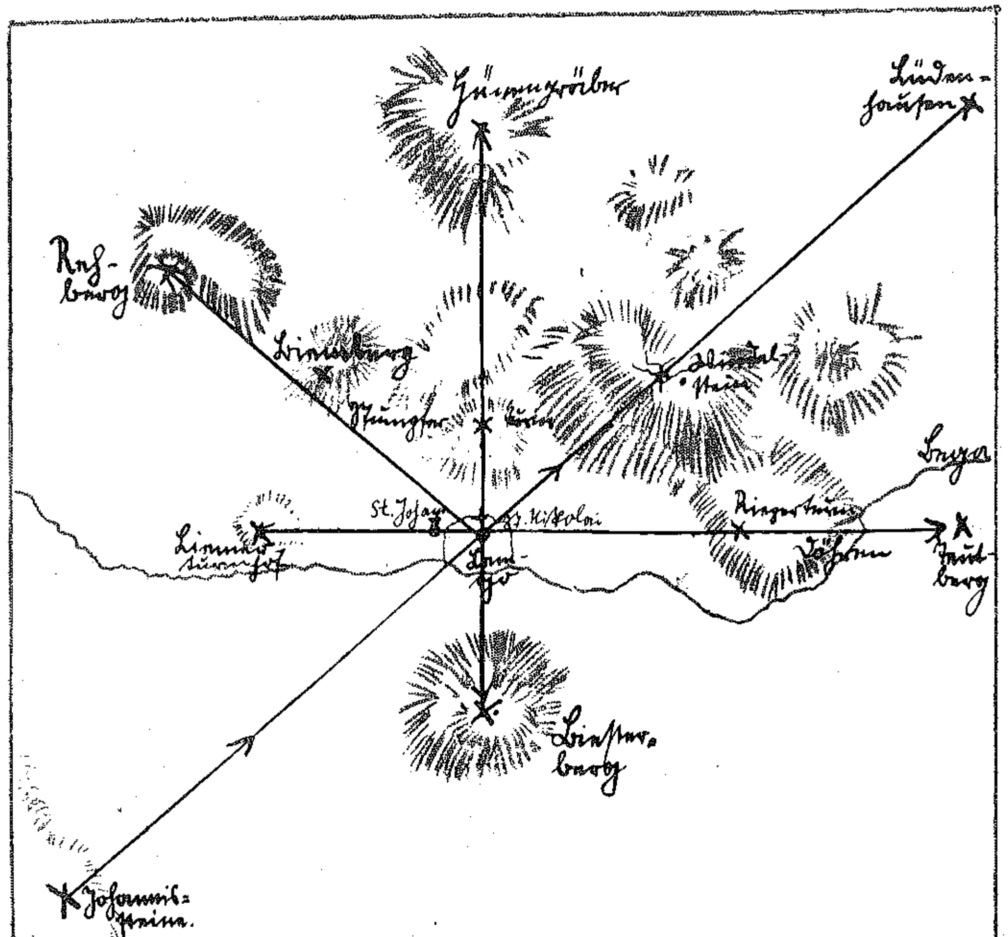
Das Rathaus: Das Lemgoer Rathaus, dessen bauliche Anfänge etwa bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen, fällt durch außergewöhnliche Länge und gute Nordsüdeinstellung seiner Achse auf. Im Kern handelt es sich um einen Hallenbau von 46 Meter Länge, aus dessen Mitte ein Vorbau auf den westlich vorgelagerten Markt hinausspringt. Es ist nicht ganz von der Hand zu weisen, daß hier der Fall vorliegen mag, daß ein mittelalterliches Städterathaus über dem Grundriß eines Vorgängers nach Art der alten Königshallen erbaut worden ist, wie sie das Völkerwanderungsalter in Stein überlieferte und wie sie kürzlich vor den Toren Hannovers in erstaunlicher Länge ausgegraben wurde. Im Grunde genommen ist das Lemgoer Rathaus ein bäuerliches Dielenhaus. Auch für diese läßt sich eine auffällige Häufung der Nordsüdeinstellung (bzw. Ostwestausrichtung) feststellen. Ich verweise im engeren Raum auf die alten Meierhäuser von Langenholzhausen, die diese Einstellung belegen. Als schrifttümliches Beispiel erinnere ich an das Merkgedicht des Rig in der Edda, wo von dieser Erscheinung die Rede ist.

Das Straßenbild: Der räumlichen Richtgestalt des Lemgoer Rathauses entspricht das Straßenbild mehr oder weniger getreu, bei dem die drei Hauptverkehrswege der Altstadt und die beiden der Neustadt ungefähr westöstlich verlaufen und in der Mitte rechtwinklig durch eine Nordsüdrichtung des Verkehrs überschnitten werden, die im Norden, hinter dem städtischen Krankenhaus bis zur Höhe hinauf, etwa der Pollinie gleichläuft, während die Verlängerung der Mittelstraße bis zum Liemerturmhof im ganzen genommen westliche Richtung zeigt.

Das alles erscheint eindrücklich auf der Karte der Landesaufnahme 1:25000. Ich habe versucht, den Teudtschen Satz, wonach in „weiten Teilen Germaniens der auf astronomischer Beobachtung beruhende Brauch einer Nord- und Osteinstellung heiliger Bauten und anderer öffentlicher Stätten in ihrem Verhältnis zueinander geübt worden ist, und wonach auch Einstellungen auf die Örter der Sonnenwende und andere Ortungen nachweisbar sind", auf Lemgo anzuwenden. Bei dem allgemeinen Anspruch des Teudtschen Satzes mußte er hier Anwendung finden, wo schon der äußere Anschein für ihn war.

Geschichte: Von Häusern in „Limego" ist bereits um 1149 die Rede. Die Siedlung auf dem trockenen, etwa 1 Kilometer langen Flachrücken über der sumpfigen Beganiederung muß urgeschichtliches Alter haben. Germanische Besiedlung ist durch Urnenfriedhofsanlagen auf der Luher Heide nachgewiesen. Die Lage mußte ihn von Anbeginn her auszeichnen, und der Name weist den Ort denn auch als Gaumittelpunkt aus.

Erkundet man beim Kenner die geschichtlich bemerkenswerten Punkte in und um Lemgo, so wird er ohne Zögern die Kirchen St. Johann und St. Nikolai in Hinsicht auf gottesdienstliche Gepflogenheiten nennen. Die Marienkirche ist als Neustadtkirche spätere Erscheinung, was auch für alle Klöster und Kapellen gilt. Der bekannte Lemgoer Kläschenmarkt, der alljährlich vom 5. bis 7. Julmond unter Teilnahme weiter Umgebung abgehalten wird, scheint mit Namen und Abhaltungszeit auf germanische Vorgänger hinzuweisen. Nach Jung (Germ. Götter und Helden in chr. Zeit) wählten frühe Kirchengründungen häufig den heiligen Nikolaus als Schutzpatron. Nikolaus hat aber bekannte Beziehungen zum Knecht Ruprecht, der von der neueren volkskundlichen Forschung als getarnter Wodan erkannt werden konnte. Wodans Umzüge sind an die weihnachtliche Zeit gebunden, womit die Zeit des Kläschenmarktes also auch nicht zufällig zu sein scheint. Über die Beziehungen des Täufers und des Evangelisten Johannes zum „warmen" und „kalten" Johannistag und zu den beiden Festen der germanischen Sonnenwende am 21. 6. und 22. 12. braucht



Die Ortung von Lemgo in Lippe

nichts weiteres ausgeführt zu werden. Der Kirchplatz St. Johann vor dem Tore deutet noch heute durch Mauereinhegung und Erdüberhöhung auf einstige öffentliche Zusammenhänge hin.

Ost-West- und Südortung von St. Nikolai: Legen wir nun Winkelmaß und Lineal an diese beiden ältesten kultischen Orte an, die etwa 750 Meter voneinander entfernt sind, so wird sichtbar, daß St. Johann (mit kaum meßbarer kleiner Südabweichung) mit St. Nikolai auf der Ostwestlinie liegt. Mit dieser Tatsache der Landschaft wird man sich zunächst abzufinden haben, wenn man das weitere dem Urteil unterwerfen will. Dieses Weitere ist die Tatsache, daß die Mittagslinie von St. Nikolai etwa 50 Meter westlich des von der trigonometrischen Vermessung mit 221,2 ausgezeichneten Höchstpunktes des Biesterberges vorbeigeht. Diese Abweichung braucht kein Meßfehler der Alten zu sein, da das Mal ebensogut dort stehen konnte, wo der Biesterberg von der Mittagslinie getroffen wird und wo die Höhenlage nur um ein paar Meter geringer ist. Der Biesterberg war nun im Mittelalter einer der bekannten vier Freistühle im Lande der Rose, ein Befund, der wiederum auf gemeinschaftliche Gepflogenheiten an dieser Stelle in alter Zeit hinweist.

Ortung der Landwehrtürme: Der verdienstvolle Erforscher der Lemgoer Landwehr, Ernst Weißbrodt, nennt als sogenannte mittelalterliche Turmhöfe der alten Hansestadt sieben: den *Riepertur mhof* im Osten, an der Dörentruper Straße, mit dem *Gröchtenhof* als Vorwerk, den *Liemerturmhof* im Westen, an der Straße nach Herford, *zwei „Stumpfe Türme“* im Norden, je einen an der Straße nach Hohenhausen und Lüerdissen, den *Neuen-Turmhof* an dem Wege nach Vlotho zwischen Matorf und Entrup, und den Turmhof auf dem *Biemberg* an der Salzufler Straße. Als ungeeignet für unsere Zielsetzung scheiden von vornherein aus der nicht sichtbare, im Grunde gelegene Gröchtenturmhof, der Neue-Turmhof, der im Namen spätere Errichtung verrät, und aus eben demselben Grund der jüngere der beiden nördlich belegenen „Stumpfen Türme“, der im Forstort 53 oberhalb Verlorenland gelegene. Der ältere „Stumpfe Turm“ lag oberhalb des Krankenhauses am Hohenhauser Weg. Wenn Laubke einen Turmhof gehabt hat, wofür die Beweise fehlen, so scheidet auch er wegen ungünstiger Sichtlage aus. Der nur als Flurort bezeugte dritte „Stumpfe Turm“ zwischen Leese und Herforder Straße, für den sich nicht sagen läßt, in „welchem Verhältnis er zu dem nur einen Kilometer davon entfernten Liemer Turm gestanden hat und sich bei dem Mangel aller sonstigen Nachrichten nicht mehr feststellen läßt“, scheidet wegen örtlicher Nichtmehrbestimmbarkeit aus unseren Untersuchungen aus. Es bleiben mithin noch die vier Turmhöfe „Liemer-“, „Rieper-“, „Biemberg-“ und „Stumpfer Turmhof“ am Stönebrink oberhalb des Krankenhauses. Weißbrodt schreibt: „Die Landwehrtürme liegen so, daß sie sich mindestens mit dem benachbarten Turme durch Signale in Verbindung setzen konnten; der Gröchtenturm war gewissermaßen nur ein Außenwerk des Rieperturmes. Von allen andern konnte man die Landwehr weithin überblicken und sich mit den andern ‚Turmhütern‘ und den eigentlichen Stadthütern durch Zeichen verständigen.“ Für uns erhebt sich die Frage, ob diese Signalstationen erstmalige mittelalterliche waren oder schon ältere Vorgänger im Wehrsystem des germanischen Dorfes hatten, das an dieser Stelle zu vermuten ist. Wir wissen im allgemeinen, daß Germanien befestigte Ortschaften besaß.

Legen wir wieder Winkelmaß und Lineal an, so überrascht es uns, den Liemer- und Rieperturmhof auf einer genauen Ost-West-Linie anzutreffen (Nikolai). Verlängern wir noch weiter östlich, so treffen wir an der Reißschiene entlang genau auf den 305 Meter hohen Teutberg bei Alverdissen, der im Namen wiederum auf germanische Gemeinschaftsgepflogenheiten, auf einen Versammlungsplatz hinweist. Die Entfernung Liemerturm—Rieperturm beträgt 7,25 Kilometer, Rieperturm-Teutberg sind 9,5 Kilometer. Abweichung 0 Grad. Diese verhältnismäßig lange Linie könnte ein Ausdruck für die Bedeutung Lemgos als Gaumittelpunkt sein. Nicht ganz einfügen will sich der so gezogenen Ost-West-Linie der St. Nikolaikirchplatz. Die Rieperturmlinie weicht um etwa 1 Grad ab (der Turm stand an der früher südwärts vorbeiführenden Straße), die Liemerturmhoflinie um 1½. Derartige Meßfehler kommen auch sonst vor. Dr. Röhrig nimmt bei seinen ostfriesischen Ortungsbeispielen sogar einmal ausnahmsweise 2,5 Grad an. Da in unserem Falle die Abweichungen beide gleichsinnig sind, ist anzunehmen, daß der ursprüngliche Sichtpunkt etwa 50 Meter nördlich des heutigen Kirchturmes St. Nikolai gelegen hat. Die Genauigkeit der übrigen bisherigen Befunde läßt diesen Schluß zu.

Bemerkenswert auf dieser Ost-West-Linie ist der Forstort Döhren, östlich des Rieperturmes, über der Bega, ein Name, der in Dörentrup wiederkehrt und der, wenn Teudt recht hat mit seiner Namensdeutung, auf einen altgermanischen Turm hinweisen könnte. Derartige Hinweise ergaben sich für Teudt vergleichsweise für den Dörenberg bei Sternberg, für Kirchdornberg bei Bielefeld (im 12. Jahrhundert Thornbergon) und für die Dörenschlucht, wo er ein Heerlager wahrscheinlich machen konnte.

Polortung von St. Nikolai: Zieht man von St. Nikolai die Nordlinie, so

trifft sie auf die Stelle des alten „Stumpfen Turmes“ am Stönebrink oberhalb des Krankenhauses, überquert die höchste Fläche der Luher Heide, überzieht die Lüerdisser Beeke zwischen den beiden Luhen und endigt auf der Höhe westlich von Meierkord auf dem Berge auf einem höchstwahrscheinlich frühbronzezeitlichen Friedhof mit einem halben Dutzend noch erhaltener Steinhügelbestattungen. Ob in den Benennungen der Luhen ein Hinweis auf Loh = heiliger Hain zu sehen ist, bleibt unerweislich. Bemerkenswert ist noch die Bezeichnung der Nordtür von St. Nikolai als sogenannte „Brauttür“. Diese Sonderstellung unter mehreren Eingängen, die zugleich auch eine künstlerische ist (wie auch anderswo), weist auf früher hier vollzogene Trauungen. Man stellte den schöpferischen Lebensbund nach altgermanischer sinnbildlicher Gepflogenheit unter den Schutz der in dieser Richtung vorgestellten Gottheit. Die Nordeinstellung altheiliger Bauten ist darum wahrscheinlich auch die ältere. Sie weist auf den Nordpol der Welt, in die Richtung der Weltachse, die das All trägt, die ein Sinnbild zugleich der Weltordnung ist und als Irminsul anschaulich vor die Herzen der Gläubigen gestaltet hingestellt wurde. Dies sind die naturgegebenen Grundlagen germanischer Glaubenshaltung. In späterer Zeit wurde der Wohnsitz des Teufels „nach dem Norden verlegt, und die Neubekehrten mußten mit gerunzelter Stirn und zorniger Gebärde nordwärts gerichtet dem alten Glauben absagen“ (Biedenkapp, Der Nordpol als Völkerheimat, Jena, 1906, S. 153). Röhrig (Heilige Linien durch Ostfriesland, Aurich, 1930, S. 15/16) weist auf die ostfriesische Sitte hin, bei besonders feierlichen Anlässen die Kirche von Süden, d. h. also mit dem Gesicht nach Norden zu betreten, ferner auf eine Anzahl Gotteshäuser mit vermauerten Süd- und Nordeingängen. In unserer Gegend besitzt die Langenholzhauser Kirche einen vermauerten Nordeingang, die zu Talle einen vermauerten Südeingang. In Talle zeichnet sich die Nordseite zudem durch den hier angebrachten Petrus sowie eine mit dieser Richtung in Verbindung stehende Teufelssage aus.

Sonnwend-Ortung: Bei Untersuchung von Sonnenortungen muß eine höhere Fehlergrenze eingesetzt werden, da wir unsicher sind, ob die Alten nach dem Mittelpunkt, oberen oder unteren Scheibenrand sichteten. Ferner ist die Überhöhung des Gesichtskreises zu berücksichtigen. Die Sonnenaufgänge beanspruchen vom ersten Erscheinen bis zum Loslösen einen verhältnismäßig langen Horizontstreifen. Genaue Berechnung ist nur dann möglich, wenn ein bestimmtes Mal noch vorhanden ist. Röhrig rechnet die Fehlergrenze bis zu + — 6 Grad.

Für Lemgo liegt der Aufgangsort der Sommersonnenwende hinter dem *Windelstein*. Für unsere Erdbreite (52 Grad) liegt diese Stelle 131,9 Grad, im Jahre — 2000, also zu Beginn der Bronzezeit, 132,8. (Nach Riem, Azimut und geogr. Breite, Germanien 1932, H. 5/6.) Bringen wir den Zelluloid-Winkelmesser mit dem Mittelpunkt über St. Nikolai, so trifft die 129-Grad-Linie auf die auffällige Wegespinne auf der kleinen Hochfläche links vom Tr.-P. 346,9. Hinter diesem Punkt mußte das Himmelslicht voll am Wendetage erscheinen, und hier dürfen wir das Mal der Urzeit vermuten, das die Landschaft kennzeichnete. Wegespinnen sind auch bei den Teudtschen Ortungsbeispielen wiederholt als Hinweise für Ortungsmale in Anspruch genommen (S. 207). Solche lebhaften Zuwegungen nach Stellen, deren „Beschaffenheit und Benutzung in der späteren Zeit oft keinen zureichenden Grund hat“, sind die alten Wege, auf denen das Volk sich nach den heiligen Punkten hinbegab, um die festliche Stunde gemeinschaftlich zu begehen. Auch Fricke machte derartige Wegespinnen als Ortungsstellen wahrscheinlich. Unsere „Spinne“ auf dem Windelstein hat in der Tat keine gegenwärtige forstwirtschaftliche Bedeutung.

Der Name *Windelstein*: Preuß steht seiner Deutung in seinen Lippischen Flurnamen völlig hilflos gegenüber. Kein Wunder, da er eigentlich nur naturgegenständliche Ableitungen gelten lassen will, entsprechend der Einstellung des naturwissenschaftlichen Zeitalters, in dem er lebte. Im Raum Lippe verzeichnet er Windelsteine: „Anhöhe bei

Blomberg, in der Feldmark Lemgo und bei Schlangen" (S. 160). Er vermag mit Lübben nur auf „Wendeltreppe" hinzuweisen, ohne zu erklären, was eine solche denn mit einer Anhöhe zu tun hat. Wir gehen kaum fehl, wenn wir hier den seltenen Fall vermuten, daß sich in einem Flurnamen der Gegenwart die Erinnerung an uralte sonnwendliche Gepflogenheiten erhielt. Ich deute Windelstein als Wendestein der Sonne am Tage der Sommerumkehr.

Bemerkenswert sind weiterhin die Forstorte „Mordkuhle", „Teufelsküche", „Pferdeställe" und „Migpütte" nordwestlich des Windelsteines. Auch bei Hameln befindet sich am vermuteten Mal der Sommersonnenwende eine „Heisenküche", die Teudt als „Hexenküche" deutet. Das Doppelverfahren der Kirche ist bekannt: entweder wurden die Orte heidnischer Gottesverehrung durch Kirchen oder Kapellen entgreuelt, oder aber man satanisierte sie, indem man sie zu Teufelsorten machte, in gleichem Sinne wie die alten Götter. In der „Migpütte", die unterhalb des Males entspringt und altheilige Bedeutung gehabt haben mag, liegt eine gewisse Verächtlichmachung. Es könnte damit ähnlich verfahren sein wie mit der heiligen Quelle namens Glühthing zwischen Marsberg und Canstein, in die noch heute das Volk im Vorbeigehen hineinzuspucken pflegt.

Die Johannissteine bei Lage: Im weiteren Verfolg des Erkannten habe ich das Lineal auch nach Südwest angelegt und traf zu meinem nicht geringen Erstaunen auf die bekannten Johannissteine bei Lage. Von hier aus gesichtet, liegt die erwähnte Wegespinne am Windelstein unter der 130-Grad-Linie. Die nordöstliche Verlängerung unter diesem Winkel traf ebenfalls auf einen kultischen Ort, auf die Kirche zu Lüdenhausen. Mag dieses Zusammentreffen Zufall sein, so ist die Lage der Johannissteine schwerlich zufällig zu deuten. Noch heute pflegt die Lager Jugend ihre Osterfeuer an diesen Steinen, den größten im Lande, abzubrennen. Es sind Anzeichen vorhanden, daß sie früher aufrecht standen. Teudt stellte für die Johannissteine eine West-Ost-Ortung mit der Kirche zu beiden fest (Abw. 0,5 Grad). Mir will scheinen, als seien diese landschaftlich auffälligen Steine der ursprüngliche Sichtpunkt und der Windelstein von hier aus als Sonnwendepunkt benannt worden, Lemgo aber hernach unter dieser wichtigen Jahresteilungslinie angelegt. Der Name Johannissteine ist ein weiteres Glied in der Kette belegender Merkmale. Warum sonst sind diese Steine diesem Kirchenheiligen geweiht? Es bleibt nur der Sonnwendtag im Sommer mit seinen kultischen Gepflogenheiten, der zu dieser Benennung Anlaß geboten haben kann. Die Entfernung Johannisstein—Windelstein ist 12 Kilometer, die von Lemgo—Windelstein 3,5 Kilometer.

Es bliebe zu untersuchen eine Ortung in der Richtung des Untergangs der Sonne am Sommerwendetage. Die 132-Grad-Linie trifft im Nordwesten den Rehberg (Höhe 215,1), eine vorspringende Bergkuppe, die in Teudts Beispielen auf der wichtigen Nord-Süd-Linie Österholz—Grotenburg—Hiddeser Bergwarte—Wilder Schmied im Wiehengebirge liegt, wo Teudt ein Heiligtum mehrerer Hundertschaften mit dem Allod in Papenhausen vermutet (G. H. S. 89, 126 u. 174, Ortungsbeispiel I). Die Höhe trägt heute noch ein einzelnes frühbronzezeitliches Hünengrab, durch Einlandung können weitere zerstört sein. In Betracht käme als Mal aber auch der Biembergturmhof (Höhe 182,8), der dritte der eingangs als in Betracht kommenden mittelalterlichen Landwehrtürme erwähnte. Seine Sicht unter 136 Grad hält sich innerhalb der von Röhrig begründeten Fehlergrenze. Damit wären sämtliche Landwehrtürme der alten Hansestadt als bedeutungsvoll im Sinne urgeschichtlicher Ortung erwiesen, was für den Wahrscheinlichkeitsgrad einer Theorie wesentlich ist. Ich will nicht unterlassen, auf eine ähnliche Häufung (vermutlicher) urkultischer Benennungen zwischen Biemberg und Rehberg hinzuweisen: „Himmelshaupt", „Düstersiek", „Langenheide". Der Düstersiek könnte mit dem Untergang des „Himmelshauptes" in Zusammenhang stehen. Die Preußsche Ableitung der „Himmels"-Namen von Himbeere erscheint dem unwahrscheinlich, der in Teudts Germanischen Heiligtümern die Erörterung

über den „Mossenberger Himmel" nachlas (S. 228). Mönkeberg und Stiftsholz, ebenso wie die Gutsbezeichnung Papenhausen sind kirchliche Zweitbenennungen. Das zweimalige Zusammentreffen Lemgoer Ortungslinien mit Teudtschen Richtungen muß, da es sich unbefangen ergab, als wichtiges Für gewertet werden.

Sinn der Ortung: Wie im alten Island (teils noch im vorigen Jahrhundert) und Norwegen der Bauer seine Tages- und Jahressonnenuhr in der Landschaft besaß, die er durch Male irgendwelcher Art festlegte, so wird auch der alte Lemgoer Adalbauer am Gesichtskreis die Punkte des Sonnenstandes markiert haben, die für Tageszeiten und Jahreszeiten von Wichtigkeit waren. Mittags visierte er die Sonne genau senkrecht über dem Biesterberge an. Ging die Sonne hinter dem Windelsteine auf, so wußte er, daß Mittsommer war, erschien sie hinter dem Döhren (Rieperturm) so nahm der Frühling bzw. der Herbst seinen Anfang. Darüber hinaus konnte durch Lichtzeichen Nachricht über weitere Räume nach dem Teutberge gegeben werden, wenn eine größere Versammlung stattfinden sollte.

Mancher wird bei der Deutung der mittelalterlichen Landwehrtürme als Fortsetzer der Vorzeit den Kopf schütteln. Demgegenüber sei auf die Dickerbergwarte, Ziegenbergwarte und die Detmolder auf dem Hiddeser Berge hingewiesen, deren schlotartige Innenbeschaffenheit nur einen Sinn haben, wenn man Luftschächte von Brandstapeln darin erkennt. Und warum sollen die Hanseaten in Lemgo nicht hervorragende Geländepunkte, die seit ältester Zeit der Himmelsbeobachtung dienten, für ihre Verteidigungszwecke ausgezeichnet haben? Das Gesetz der Fortläufigkeit (Kontinuität) darf m. E. auch hier angewandt werden. Mit dem reinen „Verteidigungscharakter" der Landwehren ist das überhaupt so eine Sache. Weißbrodt schreibt: „... überhaupt geschieht der kriegerischen Bedeutung der Landwehr in den Urkunden keine Erwähnung ... Zu einer ausreichenden Besetzung der Landwehr war natürlich die Zahl der waffenfähigen Bürger zu gering." Die Maibolte, ein Bach mit tiefem Bett, bildet im Osten die Außengrenze. Auch sonst macht die Landwehr mehr den Eindruck einer Besitztumshegung als einer Verteidigungsanlage. Vielleicht sind die Flurumgänge nur Wiederauflebungen uralter germanischer gottesdienstlicher Begehungen wie auch anderswo: entlang der Gemarkungsgrenze. Unsere Alten liebten es, ihre Gerechtsame mit Wällen abzuteilen. Von hier aus gesehen, d. h. also vom Standpunkt einer erstmaligen Ortungsanlage an den natürlichen Grenzen, ergeben sich auch Gründe für das Fehlen der Turmhöfe im Süden der Stadt, ein Befund, der Weißbrodt zu Fragestellungen Anlaß bot.

Alles in allem: der Meßbefund der Karten im Verein mit Namensgebung und geschichtlicher Wertung der erwähnten Geländepunkte macht eine Ortung von Lemgo nach urgermanischen Gepflogenheiten wahrscheinlich und erhebt die Betrachtung zu einem Erlebnis germanischer Gesittungshöhe in der Vorzeit.

Die Fundgrube

Zum Rätsel vom Ei. Auf die in der Julinummer vorigen Jahres von mir gegebene Anregung hin, dem Eirätsel nachzugehen, hat in der Oktobernummer schon Herr Dr. Plaßmann mehrere ihm zugegangene Zuschriften aus dem Leserkreise veröffentlicht, die z. T. sehr merkwürdige Parallelen zu der von mir mitgeteilten unterelbeschen Form des Rätsels enthalten, uns zugleich aber noch tiefer in den ewig sprudelnden Born uralter Volksvorstellungen hineinführen.

Auch mir sind viele Briefe von Lesern zugegangen, die das Rätsel in den verschiedensten Gestalten kennen. Im Einverständnis mit der Schriftleitung bin ich heute in der Lage, den Inhalt der Zuschriften wiederzugeben.

Aus Ostfalen liegt nur e i n Zeugnis vor. Frau E. H o h m a n n, Charlottenburg, berichtet, daß sie das Rätsel von ihrem Vater gehört habe, der es wieder seiner aus der Gegend von C a l v ö r d e stammenden Mutter verdankt. An der W a s s e r k a n t e hat Herr (oder Frau?) M. K u n z e in Burg auf F e h m a r n das Rätsel in der Kindheit (um 1900) in genau der gleichen Gestalt (also „Hintje Petintje") kennengelernt. Frau Elsa S t o l t e n b e r g in Barsbeck bei Schönberg hat das Rätsel schon von ihrer Großmutter gehört; in W a g r i e n und der P r o b s t e i lautet es:

Ente Petente ligt op de Bank.
Ente Petente fallt ünner de Bank.
Dor kemen de Burn mit Haken un Staken,
Kunnen Ente Petente likers nich raken.

Ganz ähnlich lautet das Rätsel, wie Frau D. H a m m e r i c h 1884 es in der Schule zu K i e l - G a a r d e n von andern Kindern gelernt hat:

Henter Petenter leeg up de Bank,
Henter Petenter füll ünner de Bank.
Kömen söben Soldaten mit Haken un Staken,
Kunn'n doch den Henter Petenter ni maken.

Eine Nachricht, die sehr weit zurückgeht, gibt eine 90jährige Dame aus Kiel, Fräulein L. B o i e, zum besten. Sie lernte das Rätsel 1854 (!) von einer 1790 in M e l d o r f geborenen Tante, deren Mutter aber aus Hannover stammte und in früher Kindheit aus England herübergekommen war. Die Sprache ist aber h o c h d e u t s c h; das beweist, daß das Rätsel schon vor 150 Jahren aus dem Volksmunde ins Hochdeutsche übertragen wurde:

Holter di Polter lag auf der Bank,
Holter di Polter lag unter der Bank.
Da war kein Dokter in ganz E n g e l l a n d,
Der Holter di Polter heilmachen konnt.

Das Rätselwort Holter di Polter hat mit Hintje Petintje nichts mehr zu tun, es weist vielmehr schon nach W e s t f a l e n hinüber, woher die meisten Zuschriften stammen. Dort ist das Rätsel überall verbreitet, die Form des Rätselwortes ist überall ähnlich. Frau Mathilde H a m m e r s e n in Dissen hat es von ihrem 1797 geborenen Großvater gelernt, der Superintendent in O l d e n d o r f, Kreis Melle, war:

Hümpel di Pümpel up de Bank,
Hümpel di Pümpel raf de Bank.
Js keen Dokter inn'n ganzen L a n d,
De Hümpel di Pümpel kureeren kann.

Herr R. Gr. in B e t h e l bei Bielefeld kennt es von Kindheit an in hochdeutscher Form:

Rumpel-Pumpelchen lag auf der Bank,
Rumpel-Pumpelchen fiel von der Bank.
Und ist kein Doktor in E n g e l l a n d,
Der Rumpel-Pumpelchen wieder heilmachen kann.

Aus seiner Heimat, dem M ü n s t e r l a n d e, teilt Herr G. H. A d v e n a, Privatgelehrter in Kiel, zwei Formen mit. Eine der a l t e n Leute:

D r ü m e l k e n lagg upp de Bank;
Drümelken feel aff de Bank;
Jß geen Köning in ganz E n g e l l a n d,
De Drümelken weer maken kann.

Und eine der Kinder:

Hümpelken, Pümpelchen upp de Bank;
Hümpelken, Pümpelken aff de Bank;
Jß geen Dokter in ganz M ü n s t e r l a n d,
De Hümpelken Pümpelken weer maken kann.

Frau H. S c h r ö d e r in Gelsenkirchen kennt von ihrer 1848 in F r e i e n o h l geborenen Mutter das Rätsel in der gleichen Gestalt, nur lautet das Rätselwort „Höppelken Pöppelken". In bemerkenswert abweichender Form kennt Herr Vermessungsrat G r o t h in Nordhausen das Rätsel von einem Dienstmädchen, das 1905 bei ihm in O l p e in Stellung war und aus dem benachbarten Dorfe Oberneger stammte:

Hüppelßin Püppelßin (das i lang!) upper der Bank,
Hüppelßin Püppelßin unger der Bank.
Js keen Mensch in ganz B r a b a n t (!),
De Hüppelßin Püppelßin heelen kann.

Und nun noch eine Form aus dem S c h w a b e n l a n d, die im Rätselwort von allen übrigen abweicht, durch den Strophenbau und die Worte Bank und Doktor, aber auf gleiche Herkunft weist. Frau Fanny H o f f m a n n in Heidelberg hat es vor mehr als fünfzig Jahren von der in der Nähe von S t u t t g a r t geborenen Kindergärtnerin ihrer Söhne gehört:

Wirgele wargele auf der Bank,
Fällt's herunter, ist es krank.
Jst kein Doktor aufzutreiben,
Der dem Wargele kann verschreiben.

Das Eirätsel ist also mit den in Skandinavien geborenen deutschen Stämmen über Holstein südwärts gewandert bis zum Neckar. Es lebt aber auch noch im hohen Norden. Denn Frau Präsident Z i m m e r m a n n in Karlsruhe hat, wie sie mir schreibt, von einer norwegischen Volkskundlerin erfahren, daß es auch in N o r w e g e n heute im Volke noch umläuft.

Die älteste Form des Rätsel w o r t e s steckt ohne Zweifel in dem unterelbisch-holsteinischen Hintje Petintje (Humpety Dumpety), und der Hinweis O. S u f f e r t s auf Grimms Mantje Mantje T i m p e t e h, sowie der von Frau Z i m m e r m a n n beigebrachte Name des Karlsruher Kultgebäcks D a m b e d e i scheint mir auf einen indogermanischen Götternamen zurückzuführen, der in Litauen im 16. Jahrhundert als D j e m p a t i s = Erdherr auftaucht (pati auch im Sanskrit = Herr). Daß dieser sich im Fischermärchen als Wassergott und Freund der Fischer zeigt und in Karlsruhe, von Alemannen eingeführt, mit dem hl. Nikolaus verschmilzt, wäre nicht weiter verwunderlich. Denn der hl. Nikolaus, nach der Legende ein Bischof von Myra in Kleinasien im 4. Jahrhundert, ist nicht nur Patron der Kinder und daher noch heute so beliebt, sondern auch Schutzherr der Schiffer und Fischer (daher die vielen Nikolaikirchen im deutschen Norden); so konnte der Timpeteh der Fischer leicht zum Kinderfreund Nikolaus werden. Aber der Timpeteh ist der viel ältere!

Dr. Hermann von Staden.

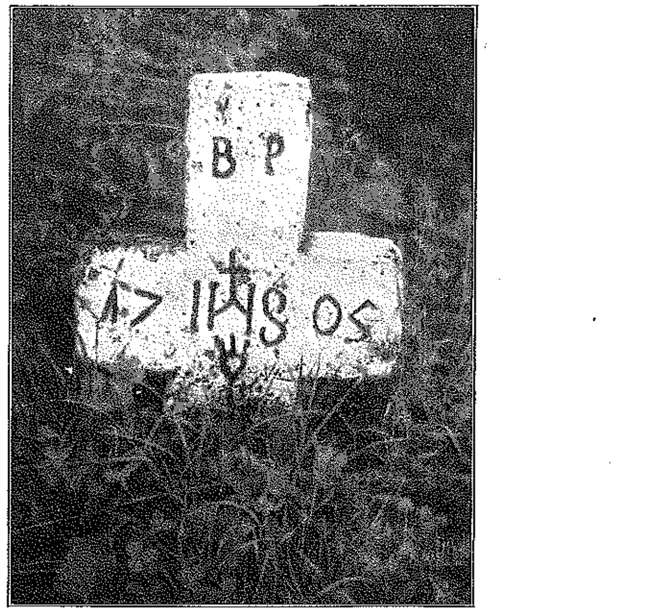
Anmerkung: Jn dem seinerzeit von mir in diesem Zusammenhang erwähnten altdeutschen Liede von der „Königin von Engelland" heißt die zweite Zeile richtig: „Von dem mere unz an den Rîn" (nicht „von der Elbe").

Plaßmann.

Lehm und Leim. Wie in „Germanien", 4. Folge, Heft 1, S. 4 (nach Gust. Neckel), berichtet wird, hieß „der germanische Vorläufer des Kalkes als Bindemittel und als Wandbestrich ... L e i m", eine Bezeichnung, die sich im modernen Englisch mit derselben Bedeutung neben ihrer Bedeutung „Klebemittel des Tischlers, Buchbinders usw." als „lime" erhalten hat. Jedoch ist uns auch noch im Deutschen des späten 17. Jahrhunderts das Wort „Leim" für plastische und klebende Erde (unser heutiges „Lehm") überliefert: Christoff Weigel nennt in seinem 1698 erschienenen „Ständebuch" in der Überschrift zur XIX. Abteilung seines Buches die „den L e i m e n, Doon und Kalch zu mancherley Nutzen verarbeitenden Stände". Wieweit Weigel das Wort im eigentlichen Text seines Buches etwa für „Kalk" verwendet, konnte ich bisher nicht nachprüfen.

Werner Stief, Berlin.

Grabstein aus der Sendlinger Bauernschlacht. Jn der Nähe von München erinnern noch verschiedene Funde an die Bauernschlacht bei S e n d l i n g, das heute mit München vereinigt ist. Hier erlitten am



Aufn. Archiv Gudenberg

25. Dezember 1705 die aufständischen Bayern eine Niederlage durch die Österreicher. Unter den vielen Bayern, die damals gefallen sind, war auch Balthasar Pauli, ein Bauernführer, auf dessen Grab der hier abgebildete Denkstein steht. Bemerkenswerter als das bekannte Christuszeichen JHS ist das darunter stehende Zeichen, das die schematische Darstellung einer Hand erkennen läßt, die, wie es bei sinnbildlichen Darstellungen öfter vorkommt, nur drei Finger zeigt. Dies Zeichen ist aus der Rune ᛉ weiterentwickelt, die wir noch als altbayrisches Grabzeichen erhalten haben. Über die Hand als Grabzeichen hat Herman Wirth ausführliche Untersuchungen angestellt; in die Sagenwelt ist sie, worauf Plaßmann an dieser Stelle schon hingewiesen hat, als die aus dem Grabe wachsende Hand eingegangen. Das hier abgebildete Grabkreuz ist ein besonders deutliches Beispiel für diese Vorstellung: die „Hand" wächst hier unmittelbar aus dem Grabhügel empor.

Wolff Gudenberg, Leipzig.

Ein neues Zeichen der deutschen Apotheken. Seit dem 1. Oktober 1936 gibt es in ganz Deutschland keine jüdischen Apotheken mehr. Jm Zusammenhang damit hat der Reichsapothekenführer, SA-Oberführer Schmierer, für den gesamten Stand ein neues Wahrzeichen angeordnet. An die Stelle des Symbols der Schlange tritt von jetzt ab die germanische Man-Rune. Jn wenigen Wochen werden sämtliche deutschen Apotheken damit gekennzeichnet sein.

Wodans-Erinnerung in der Handwerker-Dichtung. J. Warnecke, „Handwerk und Zünfte in Lübeck“, 1912, gibt S. 140 ein spätmittelalterliches Handwerker-Festspiel der Bäcker zu Lübeck wieder, das eine Erinnerung an den germanischen Gott W o d a n enthält. Im Spiel tritt der nordische Sagenheld Sterkader auf; er ficht mit Kaiser Karl und unterliegt. Da ruft er aus:

„Hellige wode, nu len mi din perd,
Lat mi henriden, ik bün't wol werd“,
worauf er „verswimelt“.

Werner Stief, Berlin.

Die Bücherwaage

P f e f f e r , C. A., **Venus und Maria, eine Eichendorff-Studie.** Widukind-Verlag, Alexander Boß, Berlin 1936. 47 Seiten. 1,30 RM.

Wir haben hier öfter auf die enge Verbundenheit von Dichtung und Mythos hingewiesen. Wenn es uns heute wieder gelingt, den Anschluß an den verlorenen germanischen Mythos zu gewinnen, so verdanken wir das auch unsern großen Dichtern. Obwohl bisher meist verkannt, muß Eichendorff zu unsern größten Dichtern gezählt werden. Eben diese Erkenntnis zu verbreiten und damit endlich dem deutschen Volke das Werk Eichendorffs bekanntzumachen, ist Pfeffers tiefdringende Studie geeignet. Wie ein Skald oder Skop germanischer Zeit mutet uns Eichendorff an, ein echter Volkssänger und Seher, der nicht einem Teil des Volkes gehört, sondern — wie man endlich einsehen sollte — dem ganzen deutschen Volke. Wie wenige neben ihm traf Eichendorff in seinen Liedern den Volkston. Sein gewaltiges dichterisches Werk hat seinen tiefsten Sinn darin, daß es die mythische Welt zu beschwören vermochte. Dies zeigt Pfeffer, dessen Studie zugleich grundsätzliche Bedeutung hat für die Frage nach dem Verhältnis von Volkstum und Christentum.

Dr. Otto Huth-Bonn.

B o m a n , W., **Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen.** Dritte Auflage, Volksausgabe. H. Böhlaus Nachfolger, Weimar. 282 Seiten. 4,80 RM.

Dies prächtige Werk kann man ein Heimatmuseum in Buchform nennen. Der große Druck, die vielen ausgezeichneten Bilder und Zeichnungen machen es zu einem echten Volksbuch, so daß die neue billige Volksausgabe sehr zu begrüßen ist. Man findet genaueste und zuverlässige Beschreibung von Haus und Hof, Herd und Herdgerät, Feldarbeit, Viehhaltung, Spinnen und Weben usw. im alten Niedersachsen. Auch der Sinnbildforscher kann hier natürlich manches entdecken. Da sind die wundervollen Herdrahmen mit den beiden Pferdeköpfen (Seite 69), Kesselhaken mit „Verzierungen“, nämlich achtstrahligem Stern u. a., dann die Jahreskucheneisen (Seite 106 ff.) und manches mehr.

Dr. Otto Huth-Bonn.

v o n L e e r s , J o h a n n , **„Das alte Wissen und der neue Glaube“.** Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg. Preis 2,40 RM. brosch.

Das neueste Werk von Johann von Leers nennt sich „Das alte Wissen und der neue Glaube“. Wie bereits der Titel verrät, handelt es sich um eine weltanschauliche Kampfschrift. Leers sagt in dem einleitenden Abschnitt u. a.: „Viel entscheidender als alle Feststellungen, daß unsere Vorfahren dieses oder jenes Werkzeug ‚auch schon gehabt hätten‘, ist die Feststellung, in welcher geistigen Ebene sie gelebt haben. Auf dieser Ebene fällt die Entscheidung im weltanschaulichen Kampf.“

Mit diesen Worten ist im Wesentlichen Inhalt und Aufgabe des kleinen Werkes umrissen. Es genügt heute nicht mehr, nachzuweisen, daß die Völker nordischer Rasse schon in ihrer Frühzeit eine hochentwickelte Bauernkultur hatten. Unsere weltanschaulichen Gegner verschanzen sich heute hinter ein letztes Bollwerk, nämlich hinter die Behauptung von der „heulenden Daseinsangst der Germanen vor selbsterfundenen Dämonen“ und der geistigen Kulturüberlegenheit des Orients. Zur Widerlegung dieser Lüge und zum Nachweis, daß die Weltanschauung der Germanen nicht „primitiv“ und dämonengläubig war, bedürfen wir neben den Ergebnissen der sogenannten „exakten Wissenschaftler“ wie Frühgeschichtler und Literarhistoriker auch der Hilfe des Mythologen, Sagen- und Sinnbildforschers.

Friedrich Rehm.

M a r c e l B r i o n , **Theoderich, König der Ostgoten.** Mit 16 Bildseiten in Kupfertiefdruck und 2 Karten. Societätsverlag, Frankfurt a. M. 1936. Ganzleinen 6,80 RM.

Ein besonderer Vorzug des gut ausgestatteten Werkes ist seine geistvolle und lebendige Darstellung, die sich wie ein Roman liest, ohne daß man es jedoch zu der immer noch steigenden Hochflut der biographischen Romane rechnen dürfte. Es bringt vielmehr ein selbständiges und erlebtes, aus den Quellen selbst kritisch und methodisch erarbeitetes Bild, und das mit jener liebevollen Anteilnahme, die nicht mehr nach gut oder böse im einzelnen zu fragen braucht. Staunenswert ist immer wieder die geschichtliche Wahrheitstreue, mit der die deutsche Volkssage, aufgezeichnet vor allem im Nibelungenlied, Charakter und Persönlichkeit Theoderichs in der Gestalt Dietrichs von Bern überliefert hat; das wird auch hier wieder deutlich, obgleich Brion sich nur einmal und mehr nebenbei darauf bezieht. Eine eingehende Beleuchtung dieses Tatbestandes mag einem Deutschen aufgehoben sein. Brion hat bei der Rekonstruktion des staatsmännischen Denkens seines Helden nicht umhin gekonnt, einige nur von der eigentlich französischen Geistesgeschichte her verständliche soziologische Gesichtspunkte anzuwenden; aber sie drängen sich niemals in den Vordergrund; und die Deutung Brions, welche allein die Rätsel seiner Persönlichkeit und Staatsführung aufzuhellen vermag, bleibt bestehen: Theoderich, in allem über seiner Zeit stehend und dabei zutiefst in dem volkhaften Erbe seines nordischen Stammes wurzelnd, war wohl der erste, der als Deutscher ein „Reich“ zu schauen vermochte; die Geschichte seines Aufstiegs ist zugleich die Geschichte der Bewußtwerdung dieses Bildes. Zum Schicksal wurde ihm zuletzt die Unvereinbarkeit der Rassen, Räume und Völker, welche später auf tragische Weise bestätigt wurde durch das Geschick des Heiligen Römischen Reiches.

H. C. Bauer.

Woltmanns Werke, bearbeitet und herausgegeben von Otto Reche. I. Band, Politische Anthropologie. Leipzig 1936, Justus Dörner-Verlag.

Soeben erscheint der erste Band der Neuausgabe der drei Hauptwerke Ludwig Woltmanns, die Prof. Otto Reche besorgt. Diese Neuausgabe ist höchst erfreulich, sind doch Woltmanns Werke, die seit langem völlig vergriffen sind, für die nordische Bewegung grundlegend. Neben Reche, der sich der großen Mühe unterzogen hat, das Werk Woltmanns neu zu bearbeiten, durch den Fortschritt der Vererbungswissenschaft und Rassenkunde erkennbar gewordene Unzulänglichkeiten zu beseitigen, haben wir dem Verleger Justus Dörner zu danken, der diese Neuauflage der drei Hauptwerke Woltmanns angeregt und ermöglicht hat. Vorangestellt ist der Ausgabe eine Einleitung Reches, aus der man den Menschen Woltmann kennenlernt.

Otto Huth.

Dr. W a l t h e r L i n d e n , **Luthers Kampfschriften gegen das Judentum.** Verlag Klinkhardt & Biermann, Berlin W. 62.

Daß Luther, der im Grunde seines Herzens überzeugter Judengegner war, durch seine Bibelübersetzung nicht wenig zur Verbreitung jüdischen Geistes beigetragen hat, gehört zu dem tragischen Schicksal, das dem Deutschen mit seiner religiösen Überfremdung nun einmal gegeben ist. Um so erfreulicher ist es, den alten Kämpen in seiner unzweideutigen Art über die uns heute so brennend gewordene Frage reden zu hören. Linden schickt den Schriften selbst eine ausführliche und sehr lehrreiche Untersuchung voraus über die Lage, in der die christliche (sprich arische) Welt sich zu Luthers Zeit gegenüber dem Judentum befand. Geht Luther auch zunächst von seinen theologischen Gesichtspunkten, der notwendigen „Widerlegung“ der jüdischen Lehre aus, so spürt man doch überall das allerdings erst halbbewußte Rasseempfinden durch. Sind es auch theologische Nöte, die ihm der scheinbare Unterschied zwischen den alttestamentlichen und den zeitgenössischen Juden verursacht, so mutet es doch fast modern an, wenn er den Grund in einer rassischen Versumpfung der Juden wittert: sie hätten sich mit Zigeunern, Tataren und anderen Völkern vermischt und seien nur noch „die getrübte Neige, garstige Hefe, verdorrter Schlamm, schimmlichte Grundsuppe und mösichter Pfuhl vom Judentum“. Für die Auseinandersetzung mit dem Judentum ist das Buch deshalb wichtig, weil es gründlich auf die Geschichte des abendländisch-jüdischen Weltkampfes in der früheren Zeit eingeht.

Pl.

O t t o H u t h , **Die Fällung des Lebensbaumes.** Die Bekehrung der Germanen in völkischer Sicht. Widukind Verlag Alexander Boß, Berlin-Lichterfelde.

Dies kleine, aber äußerst inhaltreiche Buch zeigt an Hand einer Reihe urheidnischer Symbole, wie die völkische deutsche Seele selbst seit tausend Jahren durch Verfolgung ihrer Sinnbilder bedrängt wurde. Es wird viel dazu beitragen, die feindlichen Mächte, die heute noch den Tod unserer deutschen Seele wollen, zu erkennen und dadurch unschädlich zu machen.

Pl.

Vereinsnachrichten

10. Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V.

Die 10. öffentliche Tagung findet in der Pfingstwoche vom 18. bis zum 21. Mai 1937 in Gelsenkirchen statt.

Die Wahl einer Stadt des Ruhrgebietes als Tagungsort findet ihre Begründung darin, daß in diesem urgermanischen Lande eine große Anzahl von germanischen Altertümern erhalten ist, die wegen ihrer Lage im alten Ruhr-Lippegau von besonderer Bedeutung sind. Das westfälische Ruhrland ist trotz der dort herrschenden Industrie ein Land großer Naturschönheiten und ungebrochener germanischer Überlieferung.

Neben den Vorträgen ist die Besichtigung des für die germanische Vorzeit wichtigen Römerlagers bei Haltern, der dortigen germanischen Stätten und anderer germanenkundlicher Denkmäler vorgesehen.

Der ursprüngliche Plan, die Tagung in Gießen abzuhalten, mußte wegen des plötzlichen Ablebens von Professor Sommer aufgegeben werden.

Ein ausführlicher Tagungsplan wird in der nächsten Folge veröffentlicht.

Herkunft und Sinn des Lichterbaums. Von dem Aufsatz von Otto Huth in Heft 12/1936 von „Germanien" ist eine größere Anzahl von Sonderdrucken hergestellt worden. Die Sonderdrucke sind zum Preise von —,30 RM. (Voreinsendung) durch das Deutsche Ahnenerbe, Berlin O 27, Raupachstraße 9, zu beziehen.

Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältnis Volkheit zum Volk ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind; der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, verständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals für lauter Wollen, was es will; und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß, und den der Gute gern befriedigt. **Goethe**

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Anzeigenleiter: Dr. Viergutz, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, Leipzig C 1, Printed in Germany. D. A. IV. Vj. 1936 5700. Pl. Nr. 3.

Leipzig, April 1937 Heft 4

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV
Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 4

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt eine fränkische Zierscheibe aus Niederbreisig im Rheinland sie stellt den „Oberen" und „Unteren" dar. (Aufnahme: Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937 | April | Heft 4

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Deutsches Ahnenerbe – Das Ahnenerbe

„Ahnenerbe" — „Erbe der Ahnen" ist heute schon für viele Tausende Deutscher und Nicht-Deutscher nordischen Blutes ein Begriff und mehr als ein Begriff geworden: nämlich ein *Erlebnisinhalt* und eine *Forderung*. Ein Erlebnisinhalt: denn das, was seit unserer Kindheit als das Erbteil zahlloser Geschlechterfolgen bei uns im Unterbewußtsein ruhte, das *Gefühl*, daß wir in unserem Sinnen und Trachten die Erben einer unvorstellbar langen Geschlechterreihe sind, das ist heute durch eine wahrhaft neu ausgerichtete Wissenschaft in uns zum *Wissen* und zum vollen Bewußtsein geworden. Wir lassen nicht mehr jene lebensfremde und unserem lebendigen Sein feindliche Irrlehre gelten, daß wir „Menschen" oder „Kulturmenschen" erst durch den Einbruch einer fremden Weltanschauung und Staatsauffassung geworden seien; daß die eigenen Ahnen, von denen uns kaum dreißig bis vierzig Geschlechterfolgen trennen, gewissermaßen nur die eine Hälfte unseres Wesens hergegeben haben, während die andere, und zwar die bessere, uns von irgendwelchen fremden Sendlingen aufgepfropft und zum untrennbaren Bestandteil unseres Wesens gemacht worden sei.

Weil wir das ablehnen und weil wir dagegen mit aller Entschiedenheit die Bluts- und Geisteseinheit aller Geschlechterreihen bejahen, darum verwerfen wir auch jene ausgeklügelte Lehrmeinung, daß wir „Deutschen" etwas ganz anderes sein sollen als die „Germanen", von denen wir Deutschen abstammen, und daß den Deutschen vom Germanen grundlegende und wichtige, angeblich neu hinzugekommene Wesensbestandteile scheiden. Mit solchen befangenen und böswilligen Behauptungen soll ja nur erreicht werden, daß der Deutsche die Einheit des Blutes vergißt und seine geistige und seelische Heimat überall anderswo suchen soll, nur nicht bei seinen eigenen Ahnen. Und damit soll das Wort „deutsch" seines eigentlichen rein germanischen Inhaltes beraubt und im eigentlichen Sinne bastardiert und das deutsche Volk auf eine Stufe mit solchen Völkern gestellt werden, von denen man sagen kann, daß sie weder Römer, noch Gallier, noch Germanen, sondern ein neues Erzeugnis aus der Retorte der Weltgeschichte seien.

Für uns ist das Ahnenerbe eine blutsmäßige, geistige und seelische Tatsache, die alle Geschlechterreihen umfaßt, die „deutschen", die „germanischen" und darüber hinaus jenes Urvolk, das wir als „Indogermanen" bezeichnen. Unser Ahnenerbe reicht also weit hinaus über jene Zeit, die man in willkürlicher Verengung des Begriffes als die „deutsche" bezeichnet; es umfaßt alle geistigen und seelischen Werte, die als Erbteil des Blutes von jenem Urvolk und seinen Abzweigungen im Laufe der Jahrtausende geschaffen worden sind. Als Bewohner und Bewahrer des indogermanischen Kernlandes erheben wir Anspruch auf die gesamte Erbmasse, die je aus diesem Kernlande in die Welt hinausgetragen worden und im Spiegel der indogermanischen Sprache und Kultur und der davon beeinflußten Sprachen und Kulturen wiederzuerkennen ist.

Aus diesem Grunde rufen wir alle die Völker zur Mitarbeit an der Verwaltung unseres Ahnenerbes auf, die gleich uns Deutschen des uralten heiligen Vermächtnisses Erben sind. Wir rufen sie auf, mit uns, den Bewohnern eines der Kernländer des Indogermanentums, gemeinsam die Schätze zu heben und sich auf die Werte zu besinnen, die die gemeinsamen Ahnen uns hinterlassen haben. Dies Ahnenerbe soll und wird die lebendige Waffenschmiede sein gegen jene Mächte der Zersetzung und Verfälschung, die heute in der Welt den Kampf gegen das Blutechte, Gewachsene und lebensgerecht Gewordene entfesselt haben.

Dieser hohen gemeinsamen Aufgabe unmittelbaren Ausdruck zu verleihen, nennen wir uns von nun an

„Das Ahnenerbe".

Die von uns herausgegebene Schriftenreihe wird weiterhin die Bezeichnung „Deutsches Ahnenerbe" führen. Das soll besagen, daß in ihr wir Deutschen kraft unserer Sprache und unseres Geistes als Wahrer des Ahnenerbes wirken wollen.

Berlin, am 15. März 1937.

Der Präsident des Ahnenerbes:
SS-Hauptsturmführer o. Prof. Dr. W. Wüst,
Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität München.

Der Reichsführer SS Heinrich Himmler hat in seiner Eigenschaft als Erster Kurator des „Ahnenerbes" e. V. folgende Berufungen und Ernennungen verfügt und vollzogen:

Zu Mitgliedern des Kuratoriums:

1. Reichsstatthalter Gauleiter Dr. Alfred Meyer, Münster.
2. SS-Standartenführer Erwin Metzner, Berlin; Siegelbewahrer des Reichsbauernrates,

zum Präsidenten:

SS-Hauptsturmführer o. Univ.-Prof. Dr. Walther Wüst, Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität München,

zum stellv. Präsidenten:

SS-Standartenführer Dr. Wilhelm Kinkelin, Berlin, Hauptabteilungsleiter im Stabsamt des Reichsbauernführers,

zum Reichsgeschäftsführer:

SS-Untersturmführer Wolfram Sievers, Berlin.

Der stellvertretende Kurator ist wie bisher SS-Brigadeführer Dr. Hermann Reischle, Berlin, Stabsamtsführer im Reichsnährstand.

Außerdem hat der Reichsführer SS den SS-Obersturmführer Prof. Dr. Herman Wirth, Marburg, als Mitbegründer des „Deutschen Ahnenerbes" zum Ehrenpräsidenten ernannt.

Volkskunst, nicht Machtkunst Grundlage von Forschung und Museum der Bildenden Kunst

Von Hofrat Prof. Dr. J. Strzygowski, Wien

Als wir „Volkskunst" noch Bauernmöbel nannten, die um Jahrhunderte zu spät Stilformen der „hohen Kunst" festgehalten zeigen, da war es am Platze, von gesunkener Hochkunst zu sprechen und die geschichtliche Zeit mit dem alten Orient und Rom an den Anfang zu stellen. Heute aber läßt sich allmählich absehen, daß die Volkskunst in ihren Voraussetzungen weit in vorgeschichtliche Zeit zurückgeht und was wir an Machtkunst kennen, einst aus dem Boden der Volkskunst hervorgegangen ist. Wir dürften also sehr vorsichtig im Gebrauche des Schlagwortes „Gehobenes Volksgut" werden, weil es allmählich zweifelhaft erscheint, ob die Machtkunst jemals etwas, dessen Kern in seelischen Werten steckt, heben konnte. Jetzt erst wird begreiflich, warum die alte Art der Kunstgeschichte die Formfragen in den Vordergrund stellen und an der humanistischen Ästhetik festhalten konnte: Die Macht steigert die Ausdrucksmittel, d. h. die Form; seelische Werte selbst aber hat sie nie geschaffen. Und darauf kommt es doch in aller Kunst im Kern ausschließlich an.

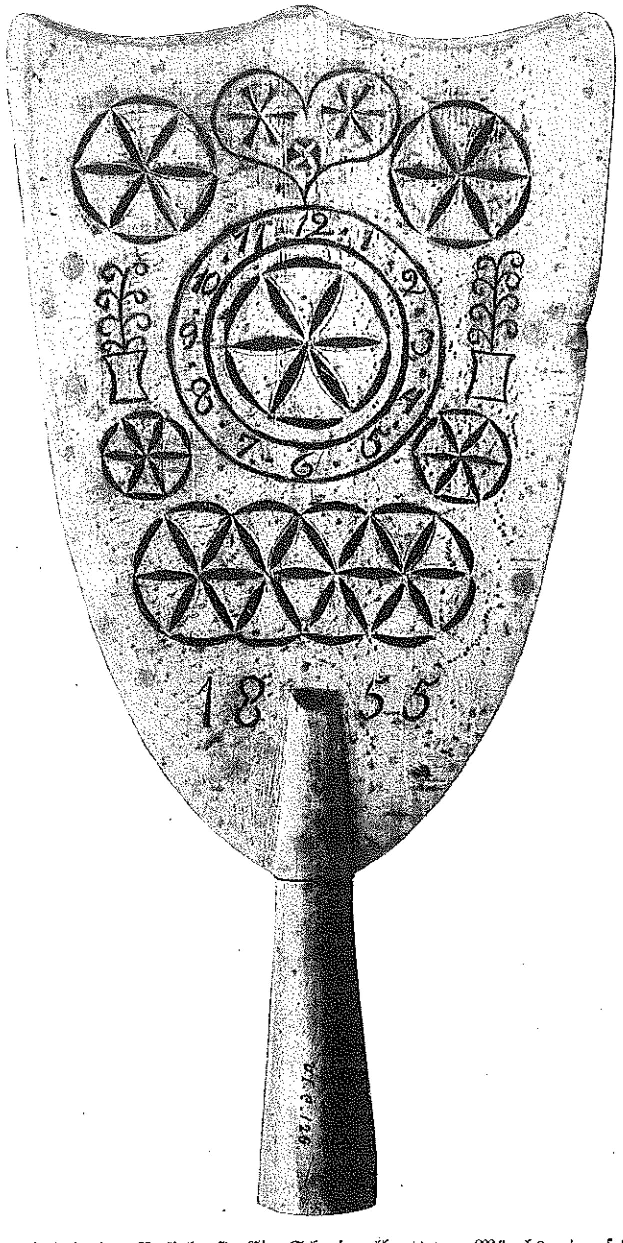
Das überraschendste Ergebnis der letzten Arbeiten über Volkskunst, soweit sie nicht einfach auf Europa oder noch einen engeren Kreis beschränkt bleiben, sondern beobachtend und vergleichend den ganzen Norden des Erdkreises, in der alten Welt also Eurasien vom Pol bis zu den den Mittelgürtel abtrennenden Gebirgen, den Alpen bzw. dem Himalaja, umfassen, ist, daß die Volkskunst, soweit sie z. B. noch bis vor zwei Geschlechtern in den Westprovinzen Chinas üblich war, über alle Geschichte hinweg unmittelbar an die Kunst der nordischen Kunstströme anschließt[1]. Wir kommen mit der Volkskunst viel weiter als die an die erhaltenen Scherben und Werkzeuge anknüpfenden Prähistoriker, wenn wir von der bis heute, insbesondere in Frauenhänden lebenden Überlieferung, über die geschichtlichen Jahrtausende hinweg zurückschließen auf die Zeit vor Ausbildung der Macht im Mittelgürtel[2]. Dann geht uns endlich auch auf, welch ungeahnte Bedeutung der Norden für die Entfaltung des Seelenlebens der Menschheit hatte und daß es gerade auf diese Erkenntnis ankommt, wenn man z. B. die geistige Welt der Indogermanen höherstellt als unsere heutige sogenannte Kultur[3]. Es wäre die vornehmste Aufgabe der Germanen und der Deutschen im besonderen, zum Bewußtsein zu bringen, was die Entdeckung der Entstehung der Seele und ihre hohe Würdigung im Norden für die Entwicklung von Menschentum und Menschheit bedeutet. Von der Bildenden Kunst aus, die über anschauliche und alte Denkmäler verfügt, läßt sich das fürs erste vielleicht deutlicher sehen als von irgendeiner anderen Lebenswesenheit aus.

Man kann beobachtend und vergleichend durch die Waltergestalt, die Schicksalslandschaft, das Rokoko und dergleichen Leitgestalten der sogenannten hohen Kunst seinen Weg von Westeuropa, etwa Deutschland, über Hellas nach Iran, Indien, China genommen haben und überlegen, wie solch weite Verbreitung zu erklären sei: ob, wie die Humanisten annehmen, vom Mittelmeere aus oder vom Osten nach dem Westen vordringend, und wird — geht man nachträglich erst einmal auf die Volkskunst über — außer Zweifel stellen können, daß es sich um eine gebende Mitte Hellas und Iran handelt, die ihre Kraft vom

[1] Vgl. Forsch. u. Fortschr. 11 (1935), S. 65 f.

[2] In zwei Vorträgen in der Gesellschaft für ostasiatische Kunst im Harnackhaus in Berlin (Ostasien im Rahmen der drei nordischen Kunstströme) am 9. 2. und auf Veranstaltung des Badischen Ministeriums des Kultes und Unterrichtes an der Badischen Hochschule für die Bildenden Künste in Karlsruhe (Alte Indogermanenkunst und letzte Volkskunst) am 19. 2. 1937 habe ich an der Hand langer Reihen von Lichtbildern auf die Notwendigkeit der Beachtung dieser Tatsache eindringlich hingewiesen.

[3] Siehe meine Bücher von 1936 „Aufgang des Nordens", „Spuren indogermanischen Glaubens" und schon 1926 „Der Norden in der Bildenden Kunst Westeuropas".



Sinngehalt in der Volkskunst: Ein Schwingelbrett von Mönchsgut auf Rügen
(Aus Herman Wirth, Die Ura-Linda-Chronik)

Norden her empfängt. Der Lebensbaum, die Fisch-Vogelgruppe, gewisse Jahreslaufspiele und dergleichen mehr führen eine zu eindringliche Sprache, als daß an den Zusammenhängen Zweifel bleiben könnten. Die Forschung, die mit solchen Erfahrungen rechnet, wird in Wertreihen zu denken beginnen und sich nicht mehr mit der oberflächlichen Geschichte in Denkmalreihen begnügen. Sie wird die bestimmenden Kraftfelder der Entwicklung der Bildenden Kunst selbst und nicht mehr die höfischen, kirchlichen und Bildungskreise obenan stellen; sie wird nicht nur nach den Versteinerungen in den sogenannten Stilen suchen, sondern deren Werden aus volkstümlichen Voraussetzungen erkennen, im Bauen z. B. aus

den Gewohnheiten von Holz, Rohziegel und Zelt. Auf diese Art wird sie als bestimmend für das kurze geschichtliche Ende jene Urzeiten der Erdgürtel und Nordströme feststellen, in der die Geleise gelegt wurden, die dann in der geschichtlichen Zeit zu Ende laufen. Die Forschung dürfte letzten Endes nicht mehr mit dem Altorientalischen, sondern mit dem Norden beginnen und eindringlicher als alle Machtfragen von Hof, Kirche und Bildung jene seelischen Grundfragen behandeln, die den einfachen schlichten Menschen wertvoller erscheinen lassen als den Machtmenschen, den wir bisher planmäßig herangebildet haben. Die Forschung sollte in dieser Richtung vorangehen; aber sehr bald werden ihr die Museen folgen müssen.

Das „Museum" war einst vielleicht die kennzeichnendste Errungenschaft des historischen Humanismus. Die Kunstsammlungen fingen auch bei uns mit Ägypten und Mesopotamien an, stellten Hellas und Rom in den Mittelgrund und gingen dann erst auf den Norden Europas über. Wenn aber heute für unsere geistige Einstellung maßgebend das Wort „Ahnenerbe" auftaucht, so fragen wir erstaunt, ob denn der historische Humanismus blind gewesen sei, als er Hellas schlankweg mit dem alten Orient zusammenkoppelte, Fran ganz beiseite ließ und die „Gotik", statt sie mit Hellas in Zusammenhang zu bringen, als eine Art französischen Dialekt des Romanischen ansah. Wo blieb da unser Ahnenerbe? Wir müßten heute, sollte man auf den ersten Blick meinen, unsere Museen geradezu auf den Kopf stellen, um die Rechte der eigenen Heimat zur Geltung zu bringen.

Glücklicherweise ist dies nicht in dem Umfange notwendig, daß kein Stein auf dem andern bleiben dürfte, weil selbst die verstocktesten „Römlinge" längst haben zugeben müssen, daß Hellas den alten Orient völlig aus dem Felde schlug und Rom — rein künstlerisch genommen — überhaupt nur von Hellas lebte. Die Folge davon ist, daß die griechische Kunst in unseren Museen einen hohen Rang einnimmt. Daran läßt sich anknüpfen. Das ist jenes Stück Norden, das bisher allein die Anerkennung fand, die diesem gebührt: nordisches Ahnenerbe an die Küsten des Mittelmeeres getragen. Es wird sich also nur darum handeln, den eingefleischten Irrtum auszutreiben, der glaubt, die griechische Kunst sei eine Schöpfung des Mittelmeerkreises. Gewiß, daß sie die menschliche Gestalt und den Stein verwendet, ist erst am Mittelmeere in sie eingeströmt; aber wie dieser Rohstoff und die Gestalt seelisch und formal ausgewertet werden, das ist rein indogermanisch. Kein Mensch wird ein altorientalisches Kunstwerk mit einem griechischen verwechseln.

Wir könnten eine Stichprobe der Art der Umordnung unserer Museen im Sinne der Voranstellung des Ahnenerbes in den staatlichen Museen in Berlin machen. Es ist aufreizend, das Herzstück dieser Museen, die Sammlungen auf der Museumsinsel so umzustellen, daß die Bildende Kunst in ihrer wahren Entwicklung, d. h. nicht gesehen vom Machtstandpunkt des Mittelmeerkreises erscheint, sondern vom Nordstandpunkt des zukünftigen Deutschen. Man wird einem Forscher, der seit einem Dritteljahrhundert an dieser Aufgabe arbeitet, gestatten, darüber freimütig seine Meinung zu äußern — abermals, denn die Sache stand schon einmal 1926 in den Preuß. Jahrbüchern, CCIII, 2, S. 163 f., unter der Aufschrift „Das Schicksal der Berliner Museen" vom gleichen Verfasser zur Überlegung. Auch da sollte der Vierjahrplan die grundlegende Änderung vorsehen.

Die Frage spitzt sich wie seit dreißig Jahren heute noch auf die Einordnung der großen, an Bedeutung vom Nordstandpunkte dem Pergamenischen Altare überlegenen Mschattafassade zu, die man im vorderasiatischen Museum, und zwar in der islamischen Abteilung untergebracht hat. Dadurch wird jeder Möglichkeit eines zeitgemäßen Neuaufbaues der staatlichen Museen dauernd ins Gesicht geschlagen. Ich war schon 1926 mit dem letzthin verstorbenen Th. Wiegand durchaus einig darin, daß diese Riesenschauseite in einen eigenen Einbau zwischen dem Stülerbau des Neuen Museums und die Neubauten des Vorderasiatischen bzw. den Saal der römischen Architektur vor dem Pergamonmuseum gehöre. Der Raum dafür ist heute noch ausgespart; eine Brücke führt darüber hinweg, die griechische Kunstwelt mit der vorderasiatisch-hellenistisch-römischen verbindend. Dorthin gehört

ein Saalbau, der die Mſchattafaſſade aufzunehmen hätte und alles, was jetzt aus vor-iſlamiſcher Zeit aus dem ariſchen Orient durch Ausgrabungen zutage kommt. Schon die Funde in Kteſiphon, jetzt in der iſlamiſchen Abteilung verſchwindend, gehören in den Saal der Mſchattafaſſade. Dieſer Plan hatte 1926 bereits den Weg in die Zeitungen gefunden. A. Kuhn hat ihn in der Deutſchen Allgemeinen Zeitung vom 28. Mai 1926 zur Sprache gebracht. Der darauf bezügliche Brief Wiegands iſt in meinem Beſitze.

Die Bildende Kunſt iſt in einem erſchütternden Ringen zwiſchen dem arteigenen Weſen des Nordens und dem alles Volkstum niedertretenden Machtweſen des Mittelmeerkreiſes auf uns gekommen. Die Völker nördlich der Alpen ſollten allmählich gut zu machen ſuchen, was an der eigenen Heimat verbrochen wurde. Wozu haben wir Muſeen? Um den Jammer der Vergangenheit für alle Ewigkeit vor die Augen unſerer Nachkommen zu ſtellen? Ihnen, wie es der Völkerbund tut, einreden wollen, daß unſere auf der Mittelmeerüberlieferung fußende ſogenannte Kultur einzig und allein das geiſtige Gut ſei, das wir erhalten und pflegen müßten um jeden Preis?



Sinngehalt in der Volkskunſt: Bayriſche Truhe mit dem Sechsſtern und der Stunden- und Jahresteilung
(Aus Herman Wirth, Die Ura-Linda-Chronik)

Es gibt drei Stufen in der Entwicklung der Kunſt, die wir die europäiſche nennen: die erſte, die indogermaniſche, die in Hellas und Iran auftritt und zuerſt durch Alexander, dann von Rom und Byzanz vernichtet wird; die zweite, die mit der Völkerwanderung anhebt, alſo germaniſch iſt und in der ſogenannten Gotik zur vollen rein nordiſchen Entfaltung gelangt, dann aber durch die Gegenreformation faſt zum Ausſterben gebracht wird, und endlich die dritte, die letzte, an Rokoko und Romantik anknüpfend, die gebrochen wird durch die Akademie und eben den hiſtoriſchen Humanismus, den wir jetzt endlich abſchütteln müſſen.

Forſchung und Muſeum werden, wenn ſie ſich in Zukunft auf den Standpunkt der Heimat ſtellen wollen, Hellas, Iran und die Gotik in den Vordergrund und den Machtſtammbaum, den ſie bisher betonten, zurückrücken müſſen. Mit der Umſtellung der Mſchattafaſſade wird dazu auf der Muſeumsinſel in Berlin der entſcheidende Anfang gemacht werden können. Sie ſteht in den Sammlungen der Welt einzig da, wie ich das ſchon in der Feſtſchrift gezeigt habe, die 1904 bei Eröffnung des Kaiſer-Friedrich-Muſeums erſchien und jetzt erſt recht in dem eben erſchienenen Werke „Ancient Art chrétien de Syrie“.

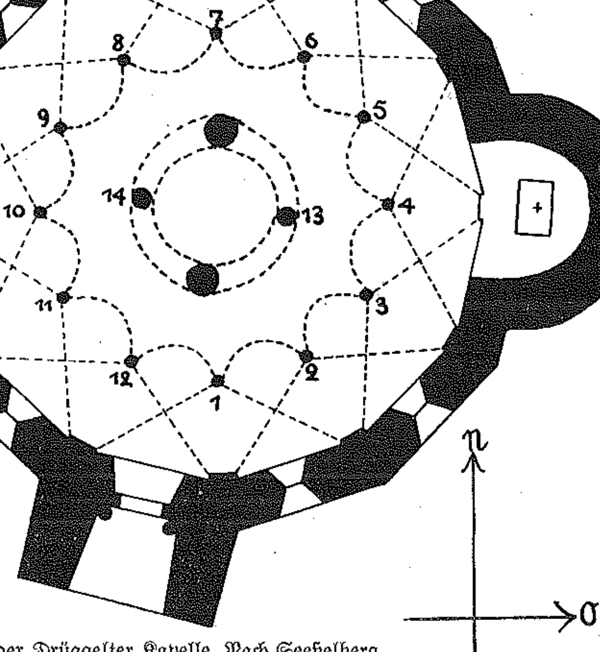
Aber die Umordnung der Mſchattafaſſade kann nur das Wahrzeichen einer neuen Zeit werden. Dann erſt begänne in aller Ruhe die Durcharbeitung unſerer Beſtände von neuen Geſichtspunkten aus. Um nur eines hervorzuheben: Es iſt ein Jammer, wie völlig unzurechnungsfähig wir mit den Werken Dürers z. B. umſpringen. Da hängt das höchſte Gut deutſcher Indogermanenkunſt, Dürers Selbſtbildnis von 1500, in der alten Pinakothek zu München, im Durchgang zwiſchen zwei Türen in einer Ecke, als wenn der Beſchauer überzeugt werden ſollte, daß er ſich bei der Beſichtigung ja nicht ſammeln und verſenken dürfe. Nicht anders iſt es mit dem Hauptwerk Dürers von 1511 in Wien, dem Beginn des Jüngſten Gerichtes bei Anbruch der Morgenröte. Auch das hängt im Durchgang und wirkt ſchreiend wie ein Farbenplakat, weil das Licht nicht bunt abgedämpft iſt. So geht es doch nicht weiter, wir müſſen Dürer in das Allerheiligſte unſerer Muſeen hängen und dem Beſucher ſchon durch die Würde des Raumes und die Art des Hängens eindrucksvoll klar machen, um was es ſich da im Rahmen deutſcher Kunſt handelt.

Die Kapelle von Drüggelte bei Soeſt

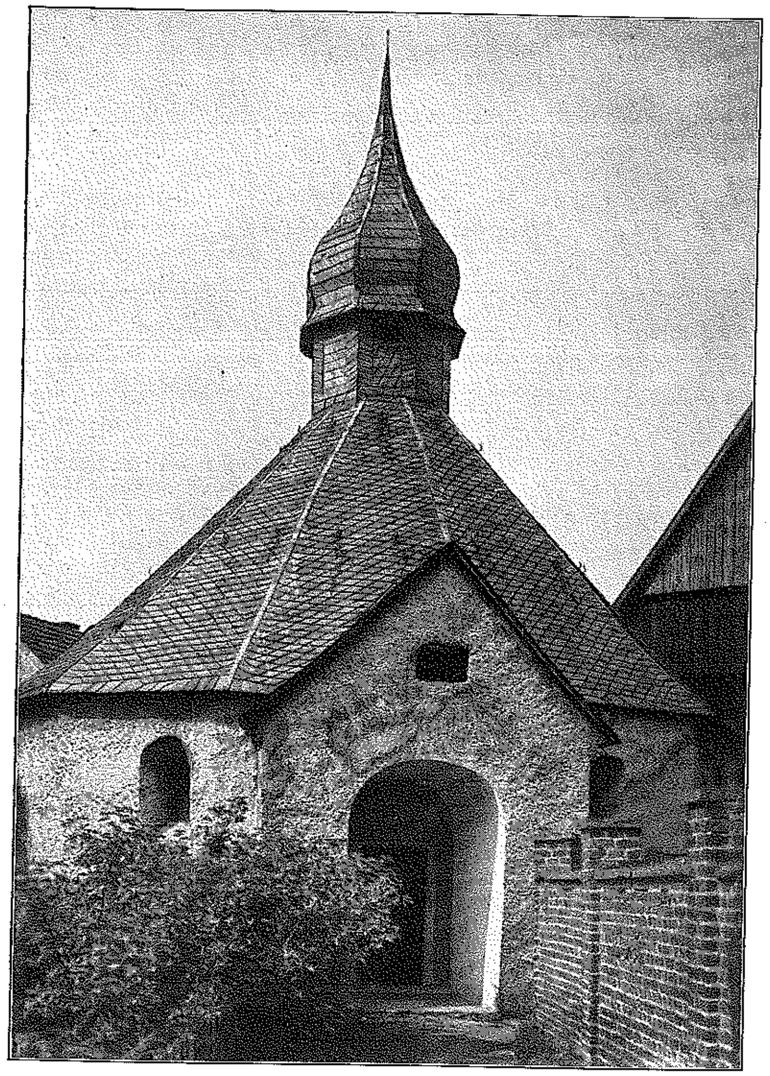
Dr. Werner Müller

Neun Kilometer ſüdlich von Soeſt, unmittelbar am Hang des Möhnetales, liegt zwiſchen den Höfen des Dörfchens Drüggelte eine Kapelle. Häuſer und Scheunen verſtecken den kleinen Bau; vom Tale her ſieht der Wanderer nicht einmal das ſpitze Türmchen. Erſt hinter einer großen Einfahrt findet der ſuchende Blick das Heiligtum, das in ſeiner Form ſo ſeltſam von Wohn- und Wirtſchaftsgebäuden abſticht.

Wie der Grundriß ausweiſt, bildet die Außenmauer ein faſt regelmäßiges Zwölfeck mit nach Süden gewandter Tür. Die Wandſtärke beträgt 1,00 Meter, die Länge jeder Seite 2,35 bis 2,50, der Durchmeſſer 10,50 Meter, die Höhe bis zum Dachrand etwa 4,00 Meter. Das Fundament iſt nur 0,25 Meter tief in den Boden geführt. Ein Schieferdach mit Achtecktürmchen krönt den ganzen Bau. Innen wird die Umfaſſungsmauer von einer halbmeterhohen Steinbank umzogen, außerdem ſind die Ecken durch vorſpringende Pilaſter verſtärkt. Der Raum ſelbſt wird durch zwei Säulenkreiſe gegliedert. Den inneren



Grundriß der Drüggelter Kapelle. Nach Seeßelberg.
Maßſtab 1:148,5



Die Drüggelter Kapelle von Süden
Aufn. Dr. Wiedemann (Deutscher Kunstverlag)

Ring bilden zwei schwere gemauerte Pfeiler und ebenso viele gedrungene, kurze Säulen (13 und 14). Diesen Kern umzieht ein größeres Rund von zwölf schlanken Säulen, dem schließlich als letzte Umfassung die Mauer folgt. Die vier Innenstützen verbindet ein Kuppelgewölbe, das sich in Rundbogen auf seine Träger herabsenkt. Im Scheitelpunkt ist diese Kuppel oval durchbrochen; ob von Anfang an oder erst später, ist schwer zu entscheiden. Als Überspannung zum zweiten Säulenkreis und zur Außenwand schließen sich wulstig gewundene Halbtonnen an. Licht erhält dieser Innenraum durch sieben schießschartenmäßige Rundbogenfenster, deren Schwellen reichlich 2 Meter hoch über dem Fußboden liegen.

Nach Osten öffnet sich eine halbkreisförmige Apsis, die einen Zwölfeckwinkel so umfaßt, daß die beiden Winkelseiten zur Hälfte verschwinden. Die Wandführung bricht ungefähr in der Mitte ab und geht mit einer Drehung von 90 Grad in die Apsismauer über.

Sehr eigenartig sind die Gewölbestützen. Jede Säule ist ein Stück für sich, geprägt von

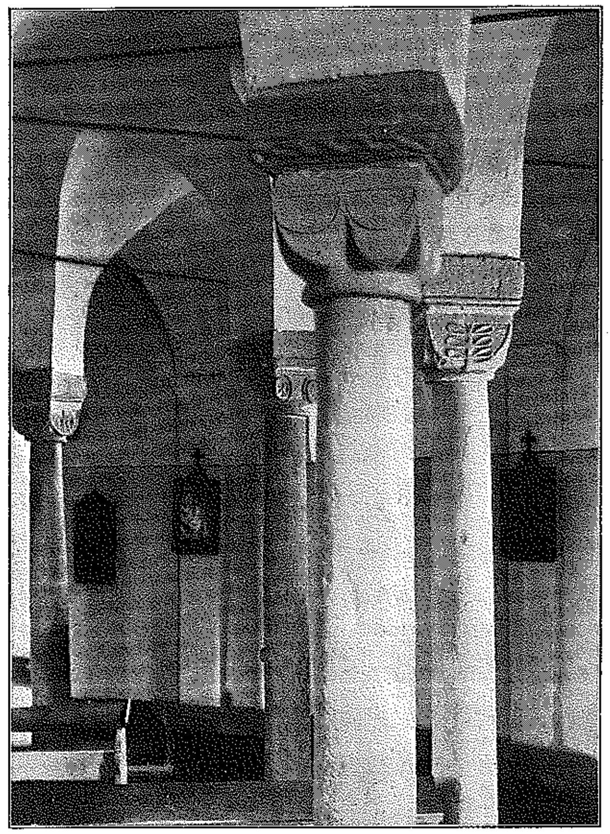
der unendlichen Wandelbarkeit eines urtümlichen Handwerks. Es fehlt auch die leiseste Andeutung von Schablone. Der Schaft ruht auf einer sehr steil profilierten Basis, bei der Grundplatte und unterer Wulst durch Eckblätter verbunden sind. Die verschiedensten Formen dieses Verbindungsstückes wechseln sich ab: Sporne, Klötzchen, Knöpfe und Blätter. Die eigentlichen Säulenkörper werden von Würfelkapitellen gekrönt, der einzigen Knaufform romanischen Stils, die einheimisches Gut darstellt und deren Vorbild in der Antike fehlt. Lediglich bei Säule 2 scheint die jonische Volute durchzuschlagen. Die Schildbogenflächen sind mit Ornamenten und Figuren bedeckt, mitunter auch zu Tierleibern und Gesichtern ausgeformt (10 und 14), in buntestem Wechsel, den allein die lebendige Überlieferung eines unerschöpflichen Motivenschatzes schafft.

Die Betrachtung des Innenraumes hinterläßt den Eindruck einer vollendeten Zweckwidrigkeit. Die Fülle der Stützen steht in keinem Verhältnis zur Last und zerreißt die ohnehin mäßige Bodenfläche in eine Unzahl Einzelstücke. Nirgends kann das Auge frei schweifen; stets wird es von Säulen und Pfeilern abgefangen. Sogar die Apsisöffnung wird blockiert. (Säule 4.) Der Blick des amtierenden Priesters geht nicht wie in Langschiffkirchen ungehindert in die Tiefe des Raumes zur Gemeinde, sondern stößt auf ein Durcheinander grauer Steinwalzen. Man begreift den Sinn der baulichen Anlage nicht, die der Form des christlichen Gottesdienstes so wenig Rechnung trägt.

Die Prüfung der geschichtlichen Quellen gibt für eine Deutung nicht viel aus. Die Urkunden erwähnen die Kapelle zuerst 1217 bzw. 1227. Der Verkauf eines Hofes des Grafen Gottfried von Arnsberg wird bestätigt apud Druglete vor vielen Zeugen (1217); ebenso wird eine Lehnsresignation in die Hände desselben Grafen vollzogen iuxta capellam Druglete (1227)[1]. Der Name ging damals also auf die Kapelle. Ob er sich auch auf die Höfe bezogen hat, wie es heute der Fall ist, wissen wir nicht. Erst 1338 können wir einen Hermannus, dictus de Druchchelte, feststellen[2]. Das ist alles, was uns die Urkunden vermitteln.

Die erste wissenschaftliche Theorie, die über das Kirchlein herfiel, beruhigte sich bei dem Ordnungswort „Taufkapelle"[3]. Diese Ansicht wird heute abge-

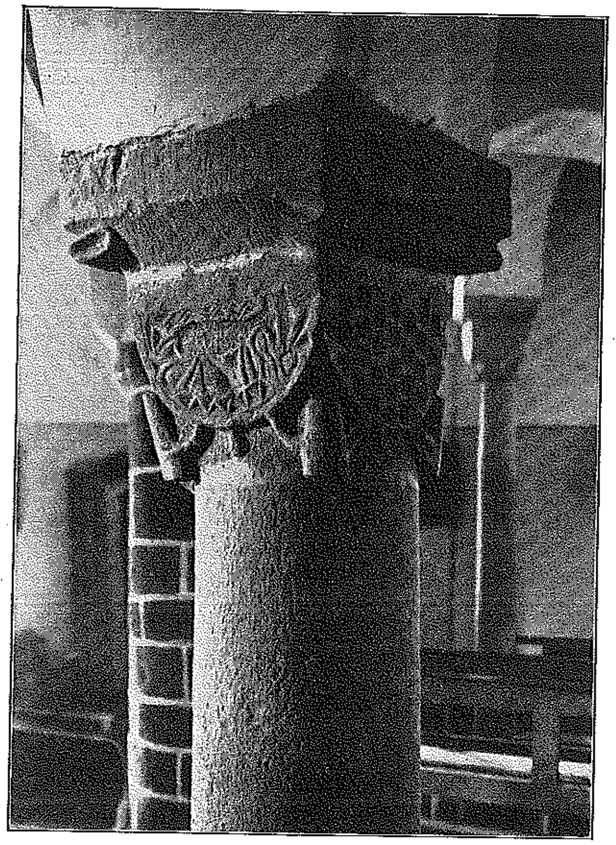
[1] Seibertz, Urkundenbuch zur Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogtums Westfalen, Arnsberg 1839, I, 190, No. 148 und III, 442, No. 1082.
[2] Ebenda II, 269, No. 662.
[3] Tappe, Die Altertümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest, Essen, 1823/24, I, 17.



Inneres der Drüggelter Kapelle.
Säule 12, 1, 2 und 3 sind sichtbar
Aufn. Weigel

lehnt. Auf der einsamen Höhe, eine halbe Stunde vom nächsten Gotteshaus (in Körbecke) entfernt, hatte ein solches Baptisterium keinen Zweck[1].

Dann hat man nach dem Vorgange von Giefers[2] den Drüggelter Bau mit den Nachbildungen der heiligen Grabkapelle in Jerusalem zusammengestellt. Eine Deutung, die sich heute mit einigen Abwandlungen allgemeiner Anerkennung erfreut. Giefers schreibt das Werk Soester Bauleuten zu, die auf gemeinschaftliche Kosten der Umwohner gearbeitet hätten[3]. Benkert macht Graf Gottfried von Arnsberg zum Stifter, was zu dem sonstigen Bild des Grafen passen würde, denn Gottfried hat sich an der Kreuzfahrt von 1217 beteiligt und ist durch eine Unzahl frommer Schenkungen bekannt geworden[4]. Auch die landläufige Stildatierung paßt in diesen Rahmen: man setzt die Kapelle als romanisches Werk in den Beginn des 12. Jahrhunderts.



Kapitell der Säule 13
Aufn. Weigel

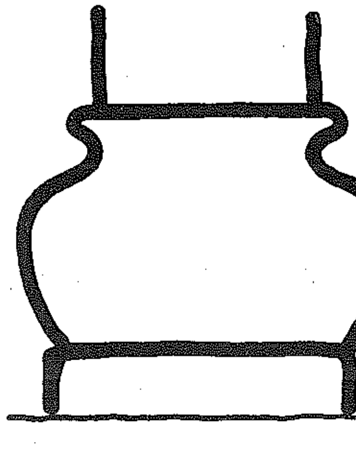
Aber gerade diese Stildatierung ist der erste schwere Anstoß an dem wenig begründeten Hypothesengebäude. Darauf hat Witte zum ersten Male hingewiesen[5]. In seinem Vortrag auf der Versammlung des Hanseatischen Geschichtsvereins in Köln 1925 führte er aus, daß „die ganze, so ungeheuerlich altertümlich anmutende Erscheinung dieser Kapelle" auf die Umsetzung nordischer Holz- und Kerbschnittmuster in Stein zurückginge. Die Säulen und Kapitelle müßten von Steinmetzen gemeißelt sein, die „nordische Holzarchitektur kannten". Witte erinnerte an die ganz ähnlichen Kapitelle in der Krypta des Domes von Lund.

Wer einmal vor den Säulenknäufen gestanden hat, kann das Wittesche „ungeheuer altertümlich" nur bestätigen. Es ist, als ob alle herkömmlichen Stilbeziehungen und Fachausdrücke versänken vor der urwüchsigen Unbeholfenheit und Roheit dieser Werkstücke.

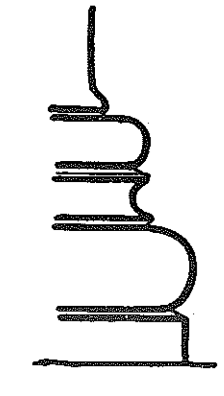
[1] Über Baptisterien in Deutschland s. Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst I, 1856, 31/32. Ferner Heider, Über die Bestimmung der romanischen Rundbauten mit Bezug auf die Rundcapelle zu Hartberg in Steiermark, Mitteilungen der Kaiserl. Königl. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale I, 1856, 53 ff.
[2] Giefers, Drei merkwürdige Kapellen Westfalens, 2. Aufl., Paderborn 1854, 27/28.
[3] Ebenda 29.
[4] Benkert, Ein vermeintlicher Heidentempel Westfalens, Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde 54, 1896, 127 ff.
[5] Witte, Über die künstlerischen Beziehungen zwischen den westlichen Hansestädten und Schweden-Gotland um das Jahr 1200. Vortrag auf der 48. Jahresversammlung des Hanseatischen Geschichtsvereins in Köln 1925; Bericht in der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte von Soest und der Börde 41, 1925/26, 37.

Und jede genaue Untersuchung kommt zwangsläufig zu dem Witteschen Ergebnis, daß hier ein Holzschnitzer am Werk war und seine Kerbschnittarbeit in Stein übertrug, so gut und so schlecht es ging. Die ungeübte, beinahe kindliche Technik verweist uns in die Anfänge dieser stoffwidrigen Arbeitsweise. Das Mattenmuster der Säule 13 (im Bild rechte Kapitellseite) zeigt deutlich, wie dem Künstler die Meißelführung nach unten verrutscht ist, und die Kästchen breiter geworden sind als beabsichtigt.

Die Umsetzung des Schnitzstils in Hartstoff — Metall oder Stein — ist ein besonderes Merkmal nordischen Kunstwillens. Sie erliegt seit der Karolingerzeit südlichen Fremdeinflüssen, die eine materialgerechte Steinbearbeitung einführten. Ein flüchtiger Vergleich mit den entsprechenden Werkstücken des benachbarten Soest (St. Petri) zeigt den Unterschied zwischen der sicheren Glätte des ausgereiften romanischen Stiles und der Uraltertümlichkeit der Drüggelter Säulenköpfe. Zwar warnt Lübke davor, sich „durch die ungemeine Roheit der Skulpturen beirren zu lassen"; der Bau besitze „alle Eigentümlichkeiten des ausgebildeten romanischen Stiles — Eckblatt, attische Basis, Würfelkapitell" — und sei deshalb in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu verweisen[1]. Aber damit geht er am



Querschnitt durch die Drüggelter Säulenbasis. Annäherung an Krugform. Lediglich vom künstlerischen Gefühl bestimmter Schattenriß



Attische Basis. Aus Kreisbogen zusammengestellt. Im Gegensatz zum freien Schwung des germanischen Säulenfußes mathematische Schablone. Nach Seeßelberg 23 u. 84

Wesentlichen vorüber, dem Stilcharakter, und klammert sich an Einzelheiten, wie sie angeblich erst in der Stauferzeit auftauchen sollen.

Und auch bei der Datierung solcher Einzelheiten legt eine schärfere Durchprüfung Risse frei. Die Eckblätter sind ein Charakteristikum des 12. Jahrhunderts; aber Nachbildungen des jonischen Kapitells, wohin Säule 2 zu rechnen wäre, finden sich nur in der Frühzeit des Romanismus, nie nach dem 11. Jahrhundert[2]. Von attischer Basis kann keine Rede sein; die Säulenfüße sind durchweg krugförmig gestaltet. Und seit Seeßelbergs bahnbrechendem Werk[3] wissen wir, daß die gefäßartigen Säulenbasen nicht aus dem attischen Halbkreisprofil abzuleiten sind, das an bestimmte Maße gefesselt ist, sondern allein aus einem Formgesetz, das auch in der germanischen Töpferei Ausdruck fand. Rein attische Profilierungen, die auf genauem Studium der antiken Vorbilder beruhen, sind Mißgeburten an unkünstlerischer Geschraubtheit; ein stetes Zeugnis für die Verwurzelung des echten „romanischen" Stiles im germanischen Altertum. Auch das Würfelkapitell gehört zu diesem

[1] Lübke, Die mittelalterliche Kunst in Westfalen, Leipzig 1853, 226/27.
[2] Otte, Handbuch der christlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters, 5. Auflage, 1883/84, II, 32.
[3] Seeßelberg, Die frühmittelalterliche Kunst der germanischen Völker, Berlin 1897, 22 ff.

nordischen Erbgut; ist es doch nichts anderes als die steingewordene Erinnerung an den Würfelknauf des heimischen Holzbaus[1]. Ein weiterer nordischer Zug in der Architektur der Kapelle sind die Tonnengewölbe. In den Holztonnendecken der Säle und Gerichtslauben unserer mittelalterlichen Rathäuser hat sich diese gemeingermanische Überspannungsmethode weiter erhalten[2].

Um zum Schlusse zu kommen: eine Stildatierung auf Grund von Einzelstücken in Ornament und Architektur ist bei der gar nicht abzuschätzenden Tiefe des „romanischen" Stiles gewagt; gewiß unrichtig, wenn der allgemeine Stilcharakter nicht in das übliche Entwicklungsschema hineinpassen will.

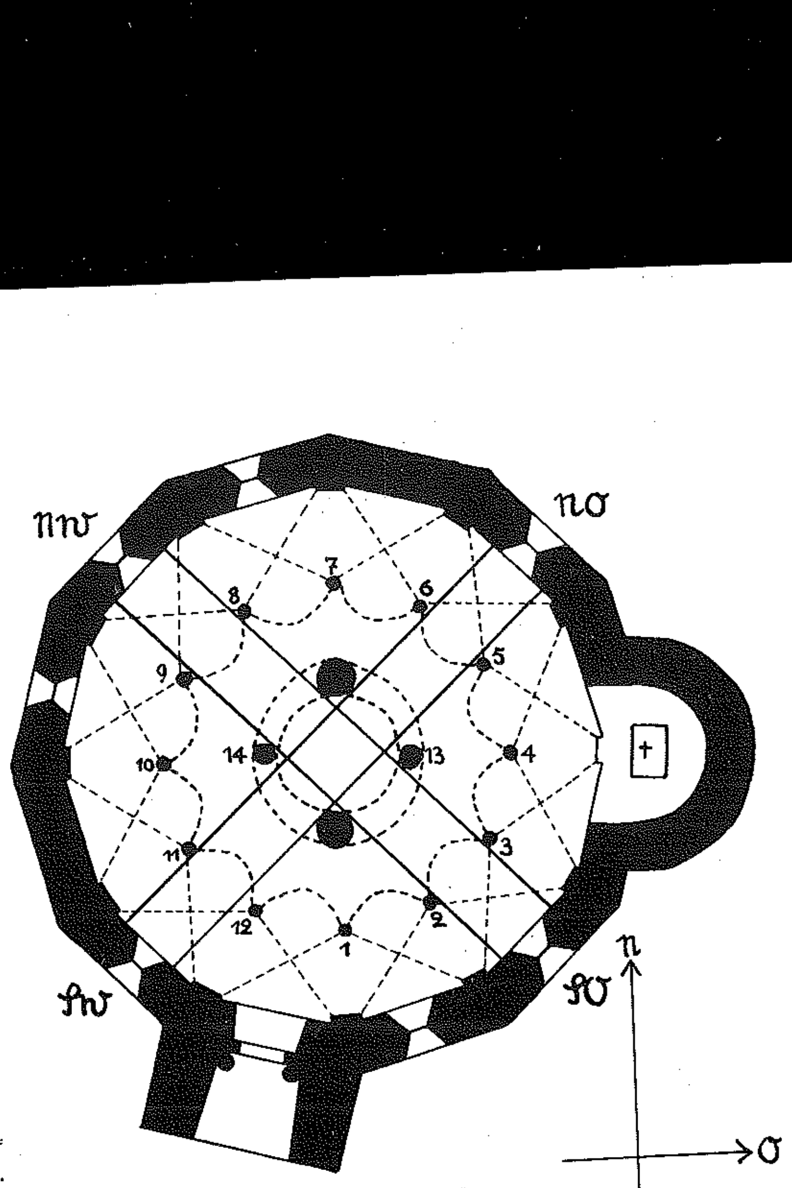
Für den Zeitansatz des Kirchleins ist noch eine zweite Tatsache von Wichtigkeit: der Nachweis eines jüngeren Anbaus, als welchen wir die Apsis anzusehen haben[3]. Dafür spricht zunächst die Verschiedenheit des Baustoffes. Während die Kapelle aus dem heimischen Haarmergel aufgeführt ist, besteht die Apsis aus Grauwacke. Das mit Sandstein eingefaßte Apsisfenster ist rechteckig, nicht rundbogig wie die übrigen Lichtöffnungen. Weiter fällt die unharmonische Verbindung mit der Kernmauer ins Auge. Von innen gesehen, wirken die Seitenstümpfe und die mitten vor der Nische stehende Säule recht unorganisch. Zudem ist auf dem Scheitelpunkt des Apsisbogens deutlich ein Pilasteransatz erkennbar (Bild 3 zwischen Säule 3 und 4), der mit der stumpfen Unterfläche in den Raum hineinragt, und der nur durch den Wegbruch der einstigen Mauer mit dem Pilastervorlager zu deuten ist. Wäre bei der ersten Ausführung des Baues die Apsis geplant gewesen, so hätte man den Gewölbegurt mit der Wand verschmolzen und den unschönen Absatz vermieden. Nicht zuletzt fänden durch diesen Anbau auch die Verankerungen im Gewölbe ihre Erklärung. Sie gleichen eine Störung des statischen Gleichgewichtes in der Gesamtkonstruktion aus, die auf einen tiefen Eingriff in den Baukörper zurückgehen muß . Der jüngere Apsisansatz ist ein außerordentlich wichtiger Fingerzeig. Denn es dürfte außer allem Zweifel sein, daß diese Erweiterung aus christlicher Zeit stammt. Unverkennbar ist die für christliche Heiligtümer kennzeichnende Ostortung; abgesehen davon, daß dieses Halbrund der einzige Standort für einen Altar ist. Und die unharmonische Verknüpfung mit dem zwölfeckigen Kern spricht vernehmlich für die damalige Notwendigkeit, die bereits vorhandene „Kapelle" christlich aufzuputzen[5].

Wenn nach all dem die angeklebte Apsis auf die Missionsperiode deutet, so rückt der übrige Bau in die vorchristliche Zeit hinauf, also mindestens ins 6. Jahrhundert, denn die ersten planvollen Bekehrungsanläufe in Südwestfalen fallen in die Regierung Bischof Kuniberts von Köln (623—663). Der von Barczat vertretene Zeitansatz für die Urpetrikirche in Soest, das erste Gotteshaus Westfalens — 630 — hat jede Wahrscheinlichkeit für sich[6]. Damit ist für den Zweck des ursprünglichen Gebäudes nichts ausgesagt. Es liegt nahe, seine Deutung im religiösen Bereich zu suchen nach dem bekannten Missionsgrundsatz, heidnische Tempel nicht niederzureißen, sondern in christliche Andachtsstätten umzuwandeln[7].

Und hier tritt uns aus der Form des Innenraumes eine überraschende Lösung entgegen. Stellt man sich unter das zweite Fenster rechts von der Tür, so weicht der Säulen-

[1] Otte, a. a. O. II, 34.
[2] Bock, Die germanische Gothik, München 1932, 6.
[3] Zuerst nachgewiesen bei Benkert, Ein vermeintlicher Heidentempel Westfalens, 133/34.
[4] Schon von Tappe bemerkt: Die Altertümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest, I, 18.
[5] Benkerts Vermutung, daß die Kapelle als Nachbildung des Heiligen Grabes erst 1447 bei dem Anfall an das Kloster Paradies mit Apsis versehen worden sei, entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit. (Ein vermeintlicher Heidentempel Westfalens, 135/36.) Abgesehen davon, daß man solche Grabkapellen sogleich mit Altarstandort ausrüstete, zeigt St. Michael in Schleswig als unbezweifelbare Kopie des Jerusalemer Halbrunds ganz andere Formen.
[6] Barczat, Soests Stadtbild in seiner Entwicklung, Heimatblätter der Roten Erde 1921, Sonderheft Soest, 242.
[7] Papst Gregor I. (590—604) an Abt Melittus von Canterbury über die Bekehrung der Sachsen in England.

wirrwar plötzlich einer klaren Ordnung. Wie bei einem Vexierbild fügen sich die Glieder zu einer sinnvollen Einheit zusammen: ein meterbreiter Gang öffnet sich plötzlich von einer Wand zur anderen und die Stützen treten nach rechts und links beiseite. Überrascht steht man vor diesem Schauspiel. Des Rätsels Lösung bietet die Kompaßmessung: das zweite Fenster rechts der Tür ist nach Südosten gerichtet, auf den Sonnenaufgang zur Winterwende; entsprechend die gegenüberliegende Öffnung nach Nordwesten, d. h. nach Sonnenuntergang zur Sommerwende. Am Montag des 21. Julmond fallen die Strahlen des über dem Arnsberger Wald heraufkommenden Lichtes quer durch das Innere auf die gegenseitige Wand.



Ortung der Säulen und Fenster

Dieser Lichtfall läßt sich noch heute beobachten, wenn auch die ersten Abschnitte des Sonnenaufganges von dem Dach einer 50 Meter entfernten Scheune verdeckt werden. Im Nordosten und Südwesten vervollständigen zwei weitere Fenster die Ortungslinie zum Rechtkreuz. Nur ist der Säulengang etwas schmäler als in der Nordost-Nordwest-Richtung. Diese Verbindung von Sommersonnenwendeaufgang (Nordosten) und Wintersonnenwendeuntergang (Südwesten) ist heute jedoch verbaut von Wohnhäusern, die im Nordosten bis auf wenige Meter an die Kapelle herantreten und Beobachtungen unmöglich machen.

Es sei ausdrücklich gesagt, daß der Säulenwald lediglich in diesen beiden Richtungen Durchblicke frei läßt; jede andere Linie ist verstellt. Eine kleine Verschiebung des innersten Stützenringes hat dieses architektonische Kunststück zuwege gebracht. Die beiden Pfeiler und mit ihnen die Säulen 13 und 14 sind aus der genauen Nordsüdeinstellung des äußeren Kreisdurchmessers (1>7) nach rechts herausgedreht. Eine Unregelmäßigkeit, die als Folge der ungewöhnlichen Pfeilerdicke anzusehen ist. Hätte man statt ihrer schlanke Säulen verwandt, so wäre die verwickelte Stützenverteilung überflüssig gewesen. Man hätte auch dann die inneren vier Gewölbeträger auf die Himmelsrichtungen einpassen können, ohne den Lichtstrahlen den Weg zu verlegen. Weshalb man die Harmonie der Anlage den schweren Pfeilern zuliebe opferte, ist vorläufig noch nicht zu bestimmen. Nur eine genaue Untersuchung des Ganzen kann hier weiterhelfen.

Wie dem auch sei, die geschilderte Ortung rückt den Bau eindeutig in eine Zeit, die germanisches Gut lebendig formte. Klar spiegelt sich hier das nordische Weltbild mit seiner Betonung der Sonnenwendepunkte. Die Kapelle gehört in die große Sippe germanischer Kalenderdenkmäler, die von den Steinsetzungen des Neolithikums an bis zum Untergange

des Heidentums alle Jahrhunderte des ungebrochenen Nordens begleiten. Die Form der Jahressonnenmesser ist denkbar verschieden. Bald werden die Hauptpunkte des Horizontes mit Steinen angemerkt, bald mit Stäben, bald sind es einfache Holzscheiben mit Kerbschnitten am Rande[1]. Die Drüggelter Kapelle ist ein solcher Jahresmesser in Gebäudeform.

(Schluß folgt.)

Die Bevölkerungsdichte im alten Germanien

Von Kurt Pastenaci

Von der Bevölkerungsstärke und Siedlungsdichte im alten Germanien hat man sich bisher in wissenschaftlichen wie in Laienkreisen ganz verschiedene Vorstellungen gemacht. Die einen glaubten, mit einer sehr starken, die anderen mit einer sehr geringen Bevölkerung rechnen zu müssen und beide Ansichten schienen sich durchaus wissenschaftlich belegen und begründen zu lassen.

Bei den antiken Schriftstellern fanden sich mehrfach Zahlenangaben, bei denen die Kopfstärke einzelner germanischer Stämme allein bis in die Hunderttausende ging. Nach Plutarch sollen die Kimbern, Teutonen und Ambronen mehr als 300 000 wehrfähige Männer gezählt haben. Eine ähnliche Zahl nennt Livius, der ja doch als Geschichtsschreiber sich bis heute noch einer großen Achtung erfreut. Orosius hat sogar behauptet, daß die drei wandernden Stämme 480 000 Krieger gehabt hätten. Aus Cäsars Bericht konnte entnommen werden, daß Ariovist bei der Entscheidungsschlacht von Vesontio 150 000 bis 200 000 Krieger unter seinem Befehl gehabt habe. Für die Usipeter und Tenkterer gibt Cäsar eine Kopfzahl von 430 000 Menschen an. Der Kaiser Claudius will 320 000 gotische Krieger „vernichtet, zermalmt und aufgerieben" haben. Wenn alle diese Angaben — und es lassen sich noch andere ähnliche hinzufügen — zutreffen, dann müßte das Germanenvolk außerordentlich menschenstark gewesen sein und etwa eine Bevölkerung gehabt haben, wie Deutschland um die Mitte des 19. Jahrhunderts, also vielleicht 40 Millionen.

Die Gegenrichtung, insbesondere vertreten durch den Historiker der Kriegskunst Hans Delbrück, hielt diese Riesenzahlen für unmöglich und rechnete, gestützt auf allgemeine militärische, wirtschaftliche, geographische und völkerkundliche Gründe sowie auf das damalige Ergebnis der vorgeschichtlichen Forschungen, mit einer sehr geringen Besiedlungs- und Bevölkerungsstärke. Dabei folgte Delbrück den Angaben des Cäsar und des Tacitus sowohl in bezug auf die Mitteilung, daß die Germanen sich weniger von Ackerbau als durch Viehzucht ernährten, als auch in bezug darauf, daß das alte Germanien zu einem sehr großen Teil mit Wald bestanden und versumpft gewesen sei. Seine Berechnungen führten ihn dazu, eine Bevölkerungsdichte von vier bis fünf Menschen auf den Quadratkilometer anzunehmen und Stämme wie die Cherusker und die Chatten auf 25 000 bis 40 000 Seelen, worunter sich 5000 bis höchstens 8000 wehrfähige Männer befunden hätten, zu schätzen. Nach dieser Rechnung hätten in dem Raum zwischen Rhein, Nordsee, Elbe, Saale und Main höchstens etwa 600 000 Germanen zur Zeit des Arminius gelebt.

Von dieser Anschauung ausgehend, mußte Delbrück den Bericht des Tacitus, nach dem Arminius im Jahre 15. n. Chr. ein acht Legionen — also rund 80 000 Mann — starkes Römerheer in offener Feldschlacht geschlagen hatte, für eine Fabel halten, denn unter Arminius fochten ja nur die Truppen des Istwäonenbundes der — immer nach Delbrück — im Höchstfalle 60 000 Mann hätte aufbringen können. Selbst unter der Voraussetzung, daß alle wehrfähigen Männer des Istwäonenbundes rechtzeitig zur Schlacht hätten versammelt werden können, eine Voraussetzung, die Delbrück sehr mit Recht verneint, mußte ein Sieg des großen Cheruskers mit 60 000 Mann über 80 000 Römer als unwahrscheinlich gelten. Verständlich, daß Delbrück die durch Tacitus übermittelten Gefechtsberichte auf das Heldengedicht eines römischen Offiziers, des Pedo Albinovanus, zurückführte und für wertlos erklärte.

Die Forschungsergebnisse, auf die Delbrück sich stützte, entsprachen dem Wissen des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts. Seit 1910 aber hat die Spatenforschung ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. Die Zahl der Siedlungsfunde ist stark gestiegen und erst recht die der Funde von Gräberfeldern.

Wert und Wichtigkeit einer wenigstens annähernden Kenntnis der Bevölkerungsdichte im alten Germanien zu den verschiedenen Zeiten kann nicht zweifelhaft sein, denn je nachdem, ob viel oder wenig Menschen darin wohnten, muß sich die Ausdeutung sowohl der antiken Nachrichten, wie auch ganzer Fundgruppen ändern. Vielleicht wird die Vorgeschichtsforschung einmal in der Lage sein, genauere Auskünfte zu geben. Gegenwärtig lassen sich nur schätzungsweise Zahlenangaben machen. Sie stützen sich auf allgemeine Grabungsbefunde und auf die wenigen bisher untersuchten vor- und frühgeschichtlichen Friedhöfe.

Bekanntlich sind im Laufe der Jahrtausende durch Straßen- und Hausbau, durch Pflug und Spaten, durch Spitzhacke und Sprengpulver außerordentlich viele Zeugen uralter Vergangenheit zerstört worden. Ein Beispiel für viele: Von den Großsteingräbern der jüngeren Steinzeit zählte man im Jahre 1846 im Regierungsbezirk Lüneburg noch mehr als 200. Im Jahre 1914 waren davon nur noch 14 erhalten geblieben. Man rechnet schon sehr hoch, wenn man annimmt, daß heute noch 5 v. H. der ehemals in Niedersachsen vorhandenen Großsteingräber übriggeblieben sind. Da es heute noch etwa 300 Gräber in dem Gebiet mehr oder weniger gut erhalten gibt, müssen vor vier Jahrtausenden mehr als 6000 vorhanden gewesen sein. Jedes dieser Gräber hat aber einst die Toten einer menschenreichen Sippe aufgenommen. Da in Niedersachsen im dritten Jahrtausend v. Chr. ja nicht nur das Volk der Großsteingrabkultur lebte, sondern ausweislich der Funde auch Teile des Volkes der Schnurkeramik, so muß das Land recht stark besiedelt gewesen sein.

Über die Bevölkerungsdichte von der Steinzeit bis zur Eisenzeit kann man sich ein ungefähres Bild machen, wenn man hört, daß nach der von Hans Müller-Brauel im Jahre 1908 durchgeführten Aufnahme der vorgeschichtlichen Denkmäler im Kreise Geestemünde dort noch 55 Steingräber, 1081 Hünengräber und 44 Urnenfriedhöfe vorhanden oder bekannt waren. Die von dem gleichen Forscher für den Kreis Lehe bei der Bestandsaufnahme 1910/11 festgestellten Zahlen waren: 52 Stein-, 698 Hügelgräber und 22 Urnenfriedhöfe. Das von Dr. R. Stampfuß erforschte Hügelgräberfeld von Diersfordt besitzt eine Länge von fast 2 Kilometern bei einer Breite von rund 250 Meter. Im Kreise Kleve wurde ein anderes Gräberfeld von mehreren Kilometer Länge und vielen tausend, hauptsächlich eisenzeitlichen Hügeln festgestellt. Zahlreiche andere Gräberfelder sind nur zum kleinen Teil angeschnitten und untersucht worden, z. B. das von Aarre in Südjütland, das über tausend Hügel der Periode I der Eisenzeit enthält. Gewiß wurden diese Friedhöfe oft lange Zeit hindurch, nicht selten länger als ein Jahrtausend, ständig belegt, aber sie zeugen doch davon, daß die Bevölkerungsdichte im alten Germanien nicht so gering gewesen sein kann, wie Delbrück annahm.

[1] Die Bedeutung dieser Jahressonnenuhren hat Herman Wirth endgültig klargestellt. Für alles Nähere muß auf sein Werk verwiesen werden: Die Heilige Urschrift der Menschheit, Lieferungswerk, Leipzig 1931 ff., 177 ff. Seine Entdeckungen sind hier als bekannt vorausgesetzt. Vor allem die Scheidung der nordischen Kalender in eine arktische und nordatlantische Gruppe, von denen die erste auf die Haupthimmelsrichtungen (N, W, S, O) eingestellt ist, die zweite auf die Zwischenrichtungen (NO, NW, SO, SW). Eine der zahlreichen Verkoppelungen beider Messungen ist die Drüggelter Kapelle. Der große Säulenring vertritt die arktische Ortung (N, W, S, O), die Fenster die nordatlantische (NO, NW, SO, SW).

Genauere Berechnungen lassen die langobardischen Friedhöfe zu. Dieser Stamm bestattete Männer und Frauen auf verschiedenen Gräberfeldern, wobei den Männern Waffen mit ins Grab gelegt wurden. Ein solcher Waffenfriedhof, der bei Harsefeld liegt, wurde von Dr. Wegewitz-Harburg zwischen 1927 und 1929 genauer untersucht. Die Ausgrabungen ergaben, daß auf diesem Friedhof allein nach sehr vorsichtiger Schätzung mindestens 10 000 Langobardenkrieger bestattet worden sind, die weitaus meisten im letzten Jahrhundert v. Chr. In den beiden von den Langobarden besiedelten Gauen, dem Bardengau und dem nördlich davon liegenden Gau Moswidi, wurden bisher sieben langobardische Waffenfriedhöfe festgestellt, sicher nur ein Teil der ursprünglich vorhandenen. Wenn man den Friedhof von Harsefeld einer Berechnung zugrundelegt und dabei ein Durchschnittslebensalter der Bestatteten von 40 Jahren annimmt, so kann man die Bevölkerungsstärke der Langobarden in diesen beiden Gauen für das erste Jahrhundert v. Chr. mit genügender Sicherheit auf rund 100 000 Menschen ansetzen. Die Langobarden haben aber nicht nur diese beiden Gaue bewohnt, und Tacitus bezeugt ausdrücklich, daß dieser Stamm zu den an Menschenzahl schwächeren unter den Germanenstämmen gehört habe. Er sagt im Kapitel 40 seiner „Germania": „... Dagegen macht die Langobarden ihre geringe Anzahl berühmt: Von zahlreichen mächtigen Völkern umgeben, leben sie in Sicherheit, nicht durch Unterwürfigkeit, sondern durch Kampf und kühne Tat."

Schon diese eine Berechnung ergibt, daß die Bevölkerungsdichte im alten Germanien wenigstens fünf- bis sechsmal so stark war, als Delbrück angenommen hat. Leider lassen sich ähnlich brauchbare Schätzungen für andere Stämme bisher kaum durchführen. In dem schmalen Küstenstrich zwischen Bremerhaven und der Mündung der Oste, konnte K. Waller bisher elf Gräberfelder der Chauken, die freilich nicht annähernd so stark belegt waren, feststellen. Die Friedhöfe der Cherusker scheinen nach den bisherigen Forschungsergebnissen kleine Sippenfriedhöfe gewesen zu sein, die, da sie nur Brandgrubengräber nahezu ohne Metallbeigaben — es fanden sich nur kleine Bronzebruchstücke und Fibeln — enthielten, zum großen Teil unbeachtet vernichtet worden sind.

Günstiger liegen die Verhältnisse bei den Alamannen der Völkerwanderungszeit. Allein in Württemberg — also nur in einem Teil des alamannischen Siedlungsgebietes — wurden bisher rund 800 Reihengräberfriedhöfe gefunden, die mit bis zu 800 Toten belegt waren. Nimmt man an, daß jeder dieser Friedhöfe die Toten einer Markgenossenschaft aufnahm und daß nur ein Teil der ursprünglichen Friedhöfe bisher bekannt geworden ist, so kann man sich ein ungefähres Bild von der Besiedlungsdichte machen.

Auf dem alamannischen Friedhof von Mengen bei Freiburg i. Br. wurden in den Jahren 1932/33 rund 250 Gräber untersucht, die mit einer einzigen Ausnahme dem 6. Jahrhundert angehörten. Da nur ein Teil der Gräber untersucht worden ist, muß das Dorf, das zu diesem Friedhof gehörte — wieder ein Durchschnittsalter von 40 Jahren zugrunde gelegt —, mehr als 100 Einwohner gehabt haben. Überträgt man diese Berechnung auf 800 Friedhöfe im württembergischen Gebiet, so ergibt sich eine Mindestbevölkerung von 100 000 Menschen. Dabei bleibt immer zu beachten, daß ja nur ein Teil der Friedhöfe bekannt und untersucht worden ist.

Da sich auch die Siedlungsfunde außerordentlich vermehrt haben und da einzelne Grabungen eine beachtliche Siedlungsstetigkeit über mehr als 1500 Jahre hinweg ergaben, kommen Forscher wie Professor Dr. Tackenberg-Leipzig oder Dr. H. Schroller-Hannover zu dem Ergebnis, daß in dem Raum zwischen Rhein, Nordsee, Elbe und Main zur Zeit des Arminius 4 bis 5 Millionen Germanen gelebt haben müssen. Etwa 25 bis 30 Menschen auf den Quadratkilometer! Danach kann man ohne weiteres annehmen, daß die Stämme des Istwäonenbundes 400 000 bis 500 000 kampfkräftige Männer aufstellen konnten, von denen freilich nur ein Teil — im Höchstfalle 100 000 Mann — bei der Ausdehnung des Istwäonenlandes und den Gelände- und Wegeschwierigkeiten rechtzeitig

zur Schlacht vereint werden konnten. Arminius hat, wie meine Untersuchungen ergeben haben (den näheren Nachweis siehe in meiner Arbeit: „Das viertausendjährige Reich der Deutschen", 2. Auflage, Verlag „Brücke zur Heimat", Berlin 1936), eine eigene, der damaligen Lage angepaßte Heeresordnung durchgeführt. Diese ermöglichte es ihm, an sein etwa 50 000 Mann starkes Kernheer soviel Landsturm- und Landwehrverbände heranzuziehen, daß er auch die acht Legionen des Germanicus schlagen konnte und geschlagen hat.

Die ungefähre Berechnung der Bevölkerungsstärke ist aber nicht nur für die Klärung der militärischen Vorgänge, sondern auch für den mit anderen Mitteln und Gründen zu führenden Nachweis, daß unsere Vorfahren über sehr große, einheitliche Staatswesen verfügten, von entscheidender Wichtigkeit. (Auch darüber habe ich in der angeführten Arbeit die nötigen Belege gegeben.)

Altgermanische Bodenvorratswirtschaft

Von Edmund Kiß

Cäsar und Tacitus sind bedauerlicherweise fast unsere einzigen Quellen, die einige, wenn auch unklare Angaben über die Form und die Bewirtschaftung des bäuerlichen Bodens in altgermanischer Zeit bringen. Auch stammen diese spärlichen Nachrichten aus einer geschichtlichen Periode, die den beiden römischen Autoren kein völlig richtiges Bild germanischer Wirtschaftsordnung geben konnte, weil fast alle die Völker, über die sie berichten, in Bewegung begriffen waren. Sie waren meistens nur Abzweigungen aus einem Heimatstamme droben an der Ostsee oder gar aus der skandinavischen Halbinsel, der aus Raummangel seinen Jugendfrühling in die Weite schickte, um sich selbst mit dem Schwert Raum zum Leben zu schaffen, auch im Kampfe mit blutsverwandten Stämmen. Cäsar schließt daraus, die Germanen seien eine Art von gefährlichen Raufbolden gewesen, die in Wirklichkeit Raum genug gehabt hätten, die es aber nicht hätten lassen können, in unberechenbarer Weise plötzlich zum Schwert zu greifen und über den Nachbar herzufallen. Der große Römer scheint recht zu haben. Er weiß sehr genau, daß die germanischen Stämme, mit denen er zu tun hat, für römische Begriffe Land in Hülle und Fülle hatten, er kennt die Einödstreifen, die in bedeutender Breite, meistens bewaldet, zwischen den Volksräumen der einzelnen Stämme lagen, weiß jedenfalls auch, daß selbst zwischen Einzelhof und Einzelhof noch unbebautes Land lag, das erst in Kultur genommen werden konnte, ehe man sich aus angeblichem Landmangel auf den Nachbar stürzte, um diesem sein Land zu entreißen. Vermutlich hat aber Cäsar wenigstens das eine genau gewußt, daß nämlich die breiten Ödlandstreifen, die echten solitudines, gerade zur Vermeidung von Grenzstreitigkeiten angelegt worden waren, daß sie außerdem natürlich zur Sicherung gegen plötzliche Überfälle, gleichsam als sturmfreies Vorfeld dienen sollten.

Auch Tacitus berichtet Ähnliches, mit einem gewissen Staunen, denn der Römer, der von der Möglichkeit des Bestehens einer gut durchdachten bäuerlichen Wirtschaftsform bei den „Barbaren" keine Ahnung hatte, es sich wohl auch nicht denken konnte, daß es so etwas gäbe, kommt zu der wunderlichen Charakterisierung seiner Gegner, man könne sie nicht so leicht dazu bringen, den Boden zu pflügen und die Ernte abzuwarten. Dafür seien sie schnell bei der Hand, den Feind aufzurufen und rühmliche Wunden zu verdienen, weil sie der Ansicht seien, durch Schweiß etwas zu erringen, sei faul und feige, wenn man es durch Blutvergießen erringen könne.

Die Erzählungen der beiden Römer könnten einen guten Deutschen von heute beinahe dazu bringen, Herrn Faulhaber zu glauben, der ja, vermutlich nicht zuletzt auf Grund dieser Berichte, die Germanen für faul hält und der Ansicht ist, erst durch den heilsamen

Zwang der Bekehrungszeit, die Messe zu hören, hätten sie sich an das Frühaufstehen gewöhnt. Dennoch haben nach Julius Cäsar die Reichsfeinde des Imperiums bestimmt zugeteilte Äcker gehabt, und wer Äcker hat, muß früh aus den Federn, das weiß jeder Bauer. Aus dem bell. gall. 6 cap. 22 geht klar hervor: Magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum et quo loco visum est agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt.[1] Die Verteilung erfolgte also durch Volksbeamte, aber das „alio transire cogunt" hat der gute Römer ohne Zweifel falsch verstanden, wenn auch sicher etwas Ähnliches der Brauch war, wie wir später sehen werden. Mindestens hatten die Germanen um ihr alleinstehendes Haus einen Hof, denn „suam quisque domum spatio circumdat"[2] sagt Tacitus in der Germania 16. Wie Karl Rübel in seinem Werk „Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Volkslande" sagt, heißt solch eingefriedigter Hof im altisländischen „Gardr", bei Ulfilas steht dafür „Gards", was dem lateinischen hortus und dem griechischen chortos entsprechend sei. Damit dürfte auch neben dem Arbeitshof der Hausgarten zum festen Bestandteil der germanischen Hofstelle gehört haben. Glücklicherweise wird Tacitus noch etwas klarer als Cäsar, denn er erzählt: „Die Ackerfluren wurden in einem der Zahl der Bebauer entsprechenden Umfange von der Gesamtheit abwechselnd besetzt, sodann verteilten sie dieselben unter sich nach Verhältnis ihrer Würdigkeit."

Sollte also die Sitte, die Äcker abwechselnd zu benutzen und zu bebauen, tatsächlich bestanden haben, was ich nur für die Weideflächen für möglich halte, so war der Endzustand doch die abschließende Ackerverteilung. Dieser Endzustand aber ist das Wesentliche. Daß noch während oder kurz nach Abschluß eines Raumkrieges der siegreiche Stamm sofort an eine endgültige Verteilung des eroberten Gebietes ging, ist kaum anzunehmen. Dagegen ist es möglich, daß die einzelnen Bauernfamilien des siegreichen Stammes zunächst gewissermaßen herumprobiert haben, wo es dem einzelnen am besten gefiele, wo guter Boden war und wo eine ergiebige Quelle floß. Dem abrückenden Neusiedler, der sich einbildete, anderswo einen schöneren Platz für seine Hofstelle gefunden zu haben, folgte ein anderer, der sich freute, daß der Acker des Vorgängers vom vergangenen Jahre her schon vorbearbeitet war. Bald aber griffen, wie Cäsar auch berichtet, die oberen und niederen Führer ein. Die oberen verteilten die Sippensiedlungen, die niederen die Einzelsiedlungen, und dann war, unter Berücksichtigung der „Würdigkeit", also wohl der Leistungsfähigkeit der einzelnen Familien, der Endzustand erreicht: Das Land war verteilt.

Dies Land war aber von weiten Einöden umschlossen, und nicht allein das Land eines ganzen Stammes, sondern auch, im kleineren Maßstabe, das der Sippensiedlungen und Einzelhöfe. Cäsar ist der Ansicht, dies sei ein Zeichen kriegerischer Tapferkeit eines germanischen Volkes. Hierin dürfte er sich, wenigstens in diesem Zusammenhange, sehr irren. Es könnte eher als Zeichen einer gewissen Friedfertigkeit gelten, daß man vom Nachbar möglichst weit weg wohnen wollte, getrennt durch einen breiten Urwaldstreifen, der niemandem gehörte oder doch mindestens beiden gemeinsam. Denn es ist wohl klar, daß es besitzloses Land zwischen zwei benachbarten Stämmen, zwischen zwei benachbarten Sippensiedlungen oder Einzelhöfen gar nicht geben konnte. Das Land lag nur verfügungsbereit da zur späteren Verteilung.

Leider sagen uns die beiden römischen Schriftsteller nicht, wie denn im einzelnen die Zuteilung von Land vor sich ging. Hierüber haben wir erst spätere Quellen, etwa aus dem 7. und 8. Jahrhundert. Von der Abgrenzung einer Hofstelle erzählt die lex Bajuv. Ll. III, S. 313/14 in dem Text, den Karl Rübel bringt: „Si autem curte adhuc cinctus non

[1] „Behörden und Fürsten teilen für je ein Jahr den Geschlechtern und Sippen, die sich zusammengetan haben, so viel und so gelegenes Ackerland zu, wie sie für gut halten, und nötigen sie im nächsten Jahre, anderes zu übernehmen."

[2] „Ein Jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raum."

fuerit, ille, qui defendere voluerit, jactet securem ..."[1] Es wird also das Beil — oder der Hammer — geworfen, und zwar „contra meridiem, orientem atque occidentem".[2] Das ist eine klare Angabe, die leider etwas unklar wird, wo es sich um die Abgrenzung nach Norden handelt. Da heißt es nämlich, nach Norden entscheide der Schattenwurf. — „Ut umbra pertingit, amplius non ponat sepem."[3] Praktisch dürfte dies nur bedeuten, daß die Nordgrenze dicht hinter dem Rücken des Hammerwerfers hinlief. Wir finden also hier den Hammerwurf als Mittel und als Recht, die Grenzen der bäuerlichen Höfe abzusetzen. Da wir das geheimnisvolle Hammerwurfrecht nicht allein in Deutschland, sondern auch in Skandinavien finden, so ist anzunehmen, daß dies Recht in der germanischen Welt weit verbreitet war und uralt ist, daß es zur Zeit des Zusammenstoßes mit den Römern unter Cäsar schon bestanden hat, daß aber der Römer von dieser ihm unverständlichen Art, zu messen, keine Nachricht hatte. Sie und ihr Recht hatten aber lange Jahrhunderte Geltung und wurden noch in den skandinavischen Ländern bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts geübt, wie Karl Rübel in dem obengenannten Werke im 4. Kapitel schreibt. Dies Hammerwurf- oder Schnatrecht war ein Recht, geboren aus langer Erfahrung und vorausschauendem Geist. Zum Hammerrecht gehören die Einöden, und zwar vom Einzelhof beginnend bis zur Stammesmark. Die Ackergrundstücke eines Einzelhofes lagen mitunter weit von der Hofstelle entfernt, waren auch unregelmäßig, meistens schmal und lang, kurz, sie boten ein Bild, das, auf eine Karte gezeichnet, nicht gerade nach kluger Voraussicht aussieht. Die Einteilung wäre auch töricht gewesen, wenn das Hammerwurfrecht nicht dafür gesorgt hätte, daß die Ackerverteilung sinnvoll wurde. Jeder Bauer hatte nämlich das Recht, mit dem Hammer Zuschläge in die Mark hinaus, in die Ödländerei hinaus zu setzen, dort „Plaggen zu stechen und Potten zu setzen", das Frühlingsheu zu mähen und auch auf dem Hammerland zu roden. Dennoch gehörte ihm das Hammerland nicht zu eigen, denn nach der ersten Mahd war das Land gemeinsame Weide. Daß dieses Recht sich lange Zeit erhalten hat, beweisen uns einige Berichte selbst des 16. und 17. Jahrhunderts. In Grimm, Rechtsaltertümer, Seite 56 ff., werden solche Beispiele angeführt. Der sächsische Bauer erhob den Anspruch, so weit der Hammerwurf reiche, dürfe der Bauer von seinem Erbkampe Plaggen oder Heide mähen. Aus Stüve, Geschichte des Hochstiftes Osnabrück 1872 II, Seite 804, geht hervor, daß Heimschnatrecht und Hammerrecht gleich gesetzt werden. In einem Streit im Jahre 1621 wird hier der Grundsatz aufgestellt, jeder Eingesessene dürfe in der Mark, soweit er zum Hammerwurf und Plattenmatt berechtigt sei, Telgen pflanzen, auch Potten setzen. Auf Deckers Wiese bei Dortmund — Akten des Dortmunder Archivs Mskpt. 87 — trat nach dem ersten Schnitt Weidegang der Bauernschaft ein. Es gab also in der Tat eine wechselweise Nutzung des Bodens. Sollte aber gerade in diesem Punkte Cäsar seine Gewährsleute nicht mißverstanden haben? Der germanische Bauer vererbte zwar seinen Acker auf den Sohn, den Hammerzuschlag dagegen durfte er nicht vererben, der war nach der Heuernte Gemeindeland, wurde also wechselnd benutzt. Cäsar hat also wohl diese richtige Meldung ohne weiteres auch auf den Acker bezogen. In Wirklichkeit durfte ein wegziehender Bauer nur seinen Hof und seinen Acker verkaufen, den Hammerzuschlag durfte er nicht verkaufen, ja er durfte nicht einmal Entschädigung für etwa dort geleistete Rodungsarbeit verlangen. Sie galt, da sie auf Hammerwurfland ausgeführt war, zugleich mit der Arbeit, die auf Eigenland geschehen war, als mitaufgelassen.

Noch im Jahre 1114 war das alte Hammerwurfsrecht so stark im Bewußtsein der Bauern verankert, daß z. B. die Gemeindegenossen von Schwyz gegen den Abt von Einsiedeln Klage erhoben, weil dieser nicht dulden wolle, daß die Bauern Zuschläge — also wohl Hammerwurfzuschläge — zu ihren Eigenäckern im Ödland (heremus) in Anspruch näh-

[1] Wenn aber der Hof noch nicht befestigt ist, so werfe der, der ihn verteidigen will, das Beil ...

[2] gegen Süden, Osten und Westen ...

[3] Die Einzäunung soll nicht weiter gehen, als der Schatten reicht.

men. Dieser Anspruch ging nicht etwa dahin, ihr Eigentum aus dem heremus zu vermehren, sondern nach der Väter Sitte lediglich einen Zuschlag in die Mark hinaus zu setzen, den sie nutzen wollten. Daß im 12. Jahrhundert ein Gebiet noch nicht abgemarkt gewesen sein sollte, scheint fast unglaublich, aber es kann so sein, daß die Abmarkung durch fränkische Beamte schon vor Jahrhunderten einmal erfolgt war, daß diese Marken aber im Laufe der Zeit verschwunden waren, sei es, daß die Lackbäume heimlich gefällt oder daß die Grenzsteine auf andere Weise verschwunden waren. Die Gegend des Klosters Einsiedeln, um die der Rechtsstreit ging, lag jedenfalls zur Zeit der Klage im heremus, in der grenzlosen Einöde. Wenn auch nicht ausdrücklich gesagt ist, daß es sich um Zuschlagsforderung mit dem Hammer handelte, so muß es sich damals um einen ähnlichen Rechtsbrauch gehandelt haben, der den uralten Brauch des Hammerwurfes zur Grundlage hatte.

Die Entscheidung des Königs fiel übrigens gegen die Bauern und zugunsten der Kirche aus, wie nicht anders zu erwarten war. Sie interessiert aber in diesem Zusammenhang nicht.

Die Ödlandstreifen bestanden vorzugsweise aus Waldgebieten, wenigstens dort, wo sich die Grenzen zwischen Stammesländern bildeten. Jedenfalls schlossen sich nach Rübel die großen solitudines, wie an der Hessen-, Thüringer, Sachsen-Grenze, am Harz, zwischen Argen- und Schussengau, alten Stammesgrenzen oder Gaugrenzen an. Weit ausgedehnte Ödwaldungen, wie sie Cäsar beschreibt, lagen also nur an den Stammes- und allenfalls an den Gaugrenzen. Ebenso aber hat es gewisse Streifen unbebauten Landes zwischen den Geschlechtsdörfern gegeben, jedenfalls bestanden sie, wie Rübel berichtet, noch im 16. Jahrhundert im Dithmarsischen.

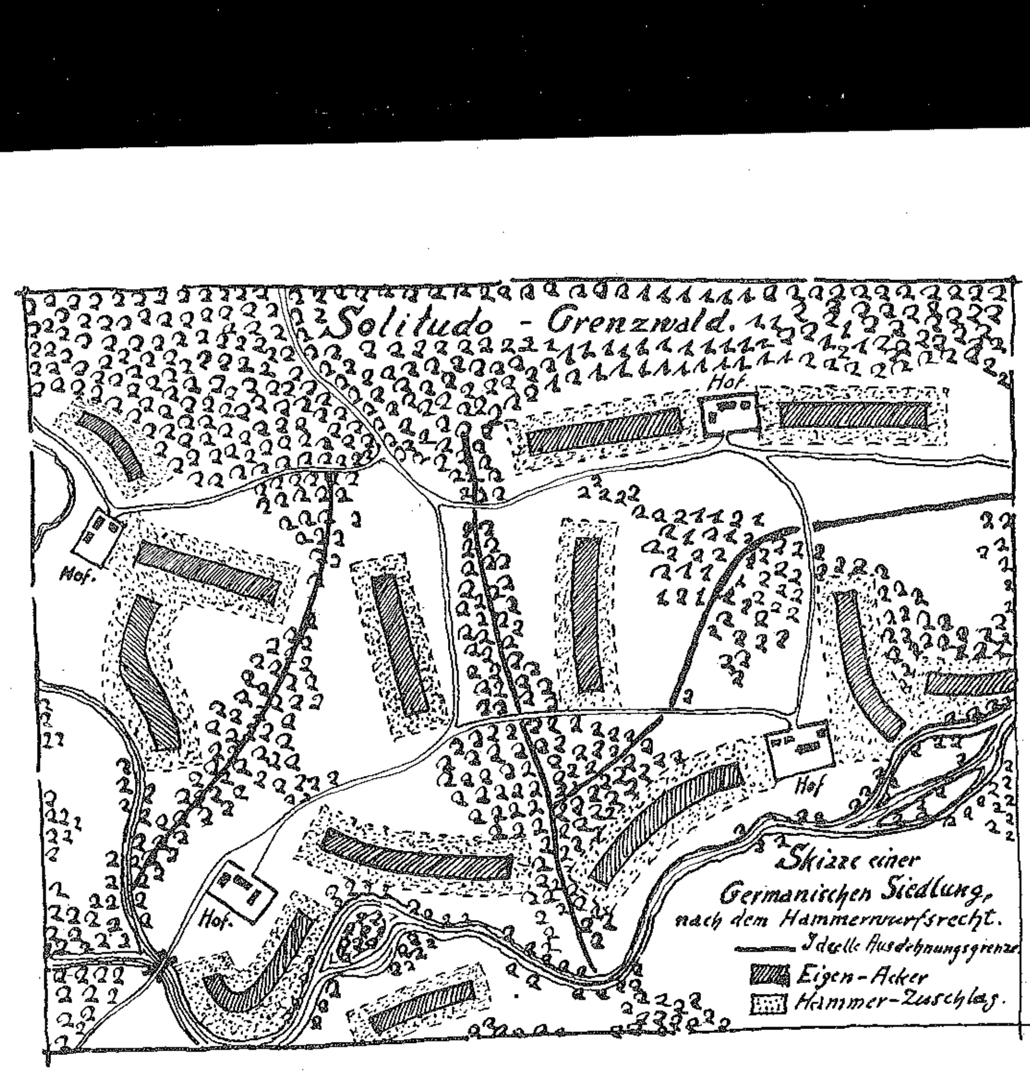
Die Chroniken der fränkischen Mönche sagen also, wenn sie von weiten Einöden sprechen, etwas aus, was an sich der Wahrheit entspricht. Aber sie schweigen darüber, daß es sich um bäuerliches Gemeinland handelte, nicht um herrenloses Land. Nun könnte jemand sagen, dies bäuerliche Vorratsland könne wohl zwischen den einzelnen Dörfern und Höfen gelegen haben, die wüsten Urwaldungen dagegen, die echten solitudines im Sinne Cäsars, seien tatsächlich herrenlos gewesen, und der Germane habe höchstens den Wildreichtum ausgebeutet, ohne sich im übrigens um den Wald zu kümmern. Das ist zweifellos nicht der Fall gewesen. Die Germanen beuteten ihren Wald nicht lediglich in Form raubbauender Jagd aus. Das Gegenteil ist der Fall. Glücklicherweise ist gerade hierüber ein Beweis erhalten, und zwar aus einer ostpreußischen Quelle. Der Chronist Christian Hartknoch schreibt in seinem Buche „Altes und neues Preußen", Seite 128, daß den Goten des heutigen Ostpreußens, die noch im 13. Jahrhundert von den benachbarten Polen mit dem echten Namen „Goten" benannt wurden, der Wald heilig gewesen sei und die Tiere darinnen ebenfalls. Reiche Bestände an Elchen und Auerochsen bargen die ostpreußischen Wälder, und die gotischen Heiden, die in Ostpreußen wohnten, kannten nicht nur die Jagd, sondern auch die regelmäßige Pflege der jagdbaren Tiere.

„Es wird ihnen alle Winter viel Fuder Heu zugeführt, damit sie sich, wenn ein harter Winter ist, erhalten können."

Das berichtet Hartknoch, und er berichtet einfach etwas, was für einen Germanen selbstverständlich war. Der Germane liebte den Wald und die Tiere, die von Gott geschaffen waren gleich ihm, und er pflegte sie als echter Weidmann, wie es noch heute als selbstverständlich von jedem Heger geschieht.

Der deutsche Wald war also kein Niemandsland, das von fremden Mönchen ohne weiteres weggenommen werden durfte. Er war ein gehegtes Wildgebiet, außerdem Vorratsland für ganze Stämme.

Ich füge nun eine kleine Skizze bei mit einer Eintragung von Einzelhöfen samt ihren Äckern und Hammerzuschlägen, mit den zwischen den einzelnen Bauernhöfen liegenden Ödländereien und mit einer größeren solitudo als angenommene Stammesgrenze. Außerdem habe ich mit starken schwarzen Strichen die ideellen Ausdehnungsgrenzen einer bäuer-



lichen Familie angedeutet, also die Grenze, innerhalb derer durch fortgesetzten Hammerwurf auch für Kinder und Enkel genügender Acker- und Weideboden gewonnen werden konnte. Wie aus der Lex Bajuv. bekannt ist, wurde die Hofstelle durch Hammerwurf nach Westen, Süden und Osten abgegrenzt. Da nach Norden der Schattenfall — wahrscheinlich der des werfenden Mannes — entschied, so kam nach Norden ein wesentlicher Zuschlag nicht zustande, so daß bei einer Wurfweite des Hammers von 50 Meter ein Hof- und Gartenraum von 50 mal 100 Meter entstand, was einem Grundstück von 5000 Quadratmeter oder etwa 2 Morgen entspricht. Es ist klar, daß ein derartiges Grundstück ein vernünftiges Maß für Haus, Stall, Scheune und Garten abgab. Es entsprach den bäuerlichen Bedürfnissen und würde es auch heute noch tun. Die Äcker dagegen lagen durchaus nicht dicht am Hause. Der Hammerwerfer ließ sie sich von den principes, die Cäsar nennt, übertragen, und zwar als vererbbares Eigentum. Rund um solchen Acker lag, auf Hammerwurfweite von den Ackergrenzen entfernt, die Nutzwiese, die dem Bauern nicht vererbbar gehörte, auf der er das Frühlingsgras hauen, aber auch roden durfte. Vermutlich galten nach einigen Generationen derartige auf Hammerwurfland gerodete Ländereien als Eigentum, als „ersessen". Ein derartiger Hammerwurfzuschlag war in seinen Ausmaßen nicht unbeträchtlich. Nehmen wir einen Eigenacker von 300 Meter Länge und 50 Meter Breite bei etwa rechteckigem Grundriß an, so beträgt der Flächeninhalt dieses Ackerstückes 15 000 Quadratmeter oder rund 6 Morgen. Der Hammerwurfzuschlag von der Ackergrenze aus gemessen ergibt dazu die schöne Wiesenfläche von 45 000 Quadratmeter oder rund 20 Morgen. Man sieht daraus, wie wichtig für den germanischen Bauern der Nutzungszuschlag mit dem Hammer gewesen ist, man erkennt aber auch die Gründe, warum die Eigenäcker mit Vorliebe lang und schmal geschnitten wurden. Der Hammerwurf wurde bei solcher Form der Eigenäcker besonders extragreich.

Auf der Kartenskizze sind nun in jedem ideellen Ausdehnungsabschnitt drei Ackerstreifen mit ihren Zuschlägen aus Hammerwurf eingezeichnet. Jeder dieser schmalen und langen Äcker, die scheinbar so sinnlos verstreut und weit voneinander entfernt lagen, konnte nun als Stammgrundstück für eine neue Hofhaltung von drei Söhnen dienen, die also — der germanischen Sitte entsprechend — sich räumlich nicht von Sippe und Familie zu trennen brauchten, wenigstens so lange, als genügend Vorratsland innerhalb der Ausdehnungsgrenzen vorhanden war. Die durch Rodung und Urbarmachung vergrößerten und dann ersessenen Ackergrundstücke konnten nun von den Söhnen und dann von den Enkeln durch Hammerwurf wieder erweitert werden, so daß erst nach Ablauf von etwa hundert Jahren der verfügbare Raum endgültig aufgeteilt war. Anschließend daran oder auch schon einige Zeit vorher wird man auch zu Hammerwürfen in die solitudo hinein übergegangen sein, um weiteren Lebensraum für die heranwachsenden jungen Bauern zu schaffen. Natürlich gingen der Nachbarstamm und die Nachbarsippe ebenso vor, und es konnte eines Tages nicht ausbleiben, daß auf solche Weise der Zusammenstoß der Belange erfolgte. Grundsätzlich waren die Ödlandstreifen um die Stammesgebiete echte Einöden. Es müssen aber, wie Karl Rübel schreibt — er beruft sich dabei auf ein Diplom Sigberts II. aus dem Jahre 648 — auch die Rechtssphären der Ödlandstreifen abgegrenzt sein, die von beiden Seiten her zu achten waren. „In der selben", so schreibt Rübel, „durfte weder Weidevieh austreten, noch durfte das gejagte Wild dorthin verfolgt werden, noch durfte dort Holz geholt werden ... Gleichwohl mußte auch hier eine Art Grenzwacht ausgeübt werden. Es konnte unmöglich das Unbestimmte gelten. Linien mußten auf beiden Seiten existieren, die weder der einzelne noch das Weidevieh überschreiten durfte. Um diese Linien zu sichern, diente gleichfalls der Hammerwurf." Rübel berichtet dann weiter, daß der Sippengenosse, der seinen Nachbarn von der anderen Sippe unbefugt die solitudo benutzen sah, den Hammer schleudern durfte, und zwar von seiner eigenen rechtmäßigen Grenze aus in die solitudo hinein. Traf er den Nachbar mit dem Hammer, so lag keine „Meintat" vor, sondern vollberechtigte Ausübung des Hammerwurfrechtes. Der Hammerwerfer hatte nur die Verpflichtung, den Hammer liegen zu lassen. Seine heimliche Entfernung wurde mit Ausstoßung aus der Gemeinschaft bestraft, ja, die ganze Sippe des Werfers wurde für friedlos erklärt. Vor der Versammlung der beiderseitigen Genossen mußte der Betreffende dann die Berechtigung zum Hammerwurf dadurch erweisen, daß er von seinem Standpunkte aus den Hammerwurf in die solitudo hinein wiederholte, zum Beweise, daß nicht Meintat, also Mord oder Körperverletzung, sondern Recht vorlag. Der Volksgenosse, der hierdurch die Probe seiner Gewandtheit und Kraft bewies, den verlorenen Hammer wiedergewann und so die Volksgenossen vor der Notwendigkeit bewahrte, ihn zur Bestrafung auszuliefern, wurde geschmückt und mit Jubel nach Hause geleitet. Also auch hier, an den Grenzen der solitudo, gab es ein Recht, das auf dem Hammer gegründet war, ein Recht, das vielleicht dem geschickten Hammerwerfer endgültig den strittigen Grenzboden zusprach.

Aus solcher vorausschauender Art der Bodenverteilung geht deutlich hervor, daß unsere germanischen Vorfahren in Generationen dachten. Gewiß waren die germanischen Völker, mit denen Julius Cäsar zusammenstieß, wegen Landmangel in der Heimat als „Völkerfrühling" in die Weite gezogen. Aber auch in ihrer Heimat hatte das Hammerwurfrecht gegolten, nur drohte dort der Landmangel deshalb, weil die Unterbringung der zahlreichen Jugend die letzten Landreserven aufgezehrt haben würde. Die Jugend zog also in die Fremde, entschlossen, die alte Vätersitte des Hammerwurfes und der Bodenvorratswirtschaft auch in der neu eroberten Heimat anzuwenden, und sie tat es. Auch sie dachte mindestens auf ein Jahrhundert in die Zukunft, und mehr verlangt man fast heute nicht. Das Bestreben der Wanderer ging eben dahin, im Bewußtsein ihrer großen Fruchtbarkeit, sich im Überfluß Land für Kinder und Kindeskinder zu sichern. Wenn dann der Römer sah, daß sie Kriege führten, obschon um ihr Gebiet breite unbebaute Waldstreifen lagen, daß

sogar innerhalb des neuen Siedlungsgebietes noch lange nicht alle Möglichkeiten ausgeschöpft waren, so glaubten sie, ein Volk von kriegerischem, imperialistischem Charakter vor sich zu haben.

Bei ungestörter Weiterentwicklung der Bodenpolitik im germanischen Volkslande wäre aber ohne Zweifel ein starker, ja fast unüberwindlicher Bauernstand entstanden, denn wenn eines Tages auch durch den letzten Hammerwurf der letzte Streifen Ödland in Kultur genommen worden wäre, so hätte die nunmehr intensive bäuerliche Wirtschaft auch die Ernährung derer sicher gestellt, die nicht mehr Herren eigener Scholle werden konnten. Diese gesunde Entwicklung wurde aber durch den Einbruch der Franken weitgehend gestört, ja geradezu vernichtet. Die mit der Eroberung und Christianisierung sofort einsetzende Neuverteilung des bäuerlichen Bodens durch kirchliche und königliche Beamte, wie sie in vielen Quellen bezeugt ist, fußte auf römischer Überlieferung. Es wurde nach und nach alles in feste Grenzen eingemarkt, was an echtem Eigenbesitz und was an solitudo vorgefunden wurde. In die solitudines und außerdem in großem Ausmaße auch in den Eigenbesitz schoben sich nun die Latifundien der Reichsabteien und der königlichen villae mit ihren curtes, den Festungen, ein. Anfänglich trat die Kirche, wie es von Bonifatius bezeugt ist, selbstherrlich auf und nahm Land ohne königliche Erlaubnis in Besitz. Später, schon bei dem heiligen Lullus wird dies deutlich erkennbar, erfolgten die Einziehungen von Königs- und Kirchengut durch fränkische Beamte. Großgüter hatte es bisher im deutschen Volkslande nicht gegeben, nun aber entstanden die Latifundien, zum Schaden der deutschen Bauern, denen das Vorratsland für ihre Nachkommen genommen wurde. Das alte, klug durchdachte Bodenrecht, das des Hammers, war für alle Zeiten vernichtet.

Die Fundgrube

Germanische Burganlagen als Verlobungsplätze. Im Jahrgang 1934 von „Germanien" hat W. Teudt die kurze Nachricht von einem germanischen Ringwalle bei Haus Ruhr in Westfalen gebracht, der den Bewohnern der Umgegend seit altersher bis heute als Ort für Verlöbnisse und sonstiges feierliches Tun dient. Im folgenden Jahrgange 1935 konnte ich dann einige weitere Belege dafür bringen, daß gewissen Wällen und Burganlagen diese Bedeutung zukommt; es waren Beispiele aus Lippe und Schlesien, ferner in Heft 2/37 ein Beispiel von den Orkney-Inseln.

Heute kann ich eine Anzahl weiterer Belege mitteilen, die den Beweis bieten, daß germanische Anlagen, wie Wälle, Burgen, Grabdenkmäler, vorchristliche Kultstätten noch heute bei Verlöbnissen eine gleiche oder doch ganz ähnliche Rolle spielen, wie der Ringwall bei Haus Ruhr in Westfalen oder „Adams Grab" in Lippe. Wenn es sich bei diesen Beispielen in einzelnen Fällen auch nur um Sagen handelt, so zeigen sie doch, wie das Bewußtsein des alten Brauches lebendig geblieben ist und sich in der Erinnerung erhalten hat.

Aus Thüringen wird berichtet: Unfern von Sondershausen, wo das alte Schloß Lora vom hohen Berge herabblickt, liegt das Dorf Elend. Hier haben sich in der Heidenzeit Jünglinge und Jungfrauen die Hand zum Ehebunde gereicht, bis Winfried den heiligen Hain mit der Bildsäule der Göttin Lora zerstörte[1].

Den Brauch kennt man auch in Bayern: Am großen Kofel bei Ammergau und nicht minder bei Marquartstein, wo außer der Kapelle am Wendelstein wohl das höchste Kirchlein im Bayerlande steht, die Schnappenkapelle, im Ostland Schnackenkapelle genannt, kamen die jungen Leute im Mai zusammen, um sich zu verloben[2].

Und eine andere Sage aus Bayern mel-

[1] J. G. Th. Gräße, Sagenbuch des preußischen Staates.

[2] Sepp, Die Religion der alten Deutschen und ihr Fortbestand in Volkssagen, Aufzügen und Festgebräuchen bis zur Gegenwart. München 1890, S. 160.

det: Eine Waldhöhe bei Ebersberg diente mit ihrer Linde den Umwohnern zum Versammlungsorte, wo sich die jungen Leute kennenlernten, auch wurde unter diesem Weihebaume der Freya noch im 9. Jahrhundert Liebeszauber geübt. Sie war von einem Wächter behütet. Als die Christen nun den uralten heiligen Baum umhieben, brach angeblich aus der Sandsteinhöhle darunter ein gewöhnlicher Eber los, das Tier der Freya, an die sich in der deutschen Heidenzeit alle Freier wendeten, darum hat er das Ortswappen abgegeben[1].

Vielfach findet man die Namen Braut oder Bräutigam als Bezeichnungen für irgendwelche bemerkenswerte Gegenstände in Wald und Flur. So heißen zwei hohe, kerzengerade und mächtige Kronen tragende Buchen auf der sogenannten „Gaffel" im Walde bei Blomberg in Lippe die Brautbuchen. Hierher gingen in früherer Zeit die Brautleute, die einen sagen, um sich zu versprechen, die andern, weil es immer so Brauch gewesen sei. Jedenfalls hat sich in dem Brauche wie in dem Namen die Erinnerung an die Heiligkeit des Waldes und seine Bedeutung für den Segen in der Ehe erhalten.

Auch Steindenkmäler aus grauer Vorzeit heißen mitunter Braut, Bräutigam, Brautsteine, Brutsteine, weil vormals Ehen da geschlossen wurden, wie das Volk sagt[2].

Auch der Name Heimgarten oder Haingarten soll darauf hinweisen, daß

[1] Sepp, a. a. O. S. 161.
[2] Sepp 161, nach Baer, Der vorgeschichtliche Mensch 294.

hier Versammlungsorte junger Leute gewesen seien. Darüber wird berichtet: Vorzeiten geschah es, daß man jährlich im Wonnemonat Mai in dem Haingarten oder Heimgarten zusammenkam, damit sich die jungen Leute kennenlernten und sofort Verlobungen und Ehebündnisse abgeschlossen wurden[1]. Und der bayerische Gerichtsschreiber Johann Nepomuk Sepp schreibt, daß sein elterliches Haus „bei Krueg am Heimgarten" geheißen habe, einem bürgerlichen Versammlungsorte[2].

„Im Heimgarten gehen" bezieht sich wohl auf den Berg am Walchensee, wo man sich im Mai zu Lust und Freude traf, Bündnisse schloß und die jungen Leute verlobte[3].

Ein anderer Fels, an den sich ein bezeichnender Name knüpft, ist die Brautklippe am Brocken, die vom Volke jährlich am 1. Mai mit Blumen bestreut und bekränzt wird. Die Lieder, die man dabei singt, beziehen sich aufs Heiraten. Riesen verbanden sich da, und der Fuß einer Hünenjungfrau prägte sich in den Fels ein[4]. Hier handelte es sich also um den Verlobungsplatz von Riesenkindern.

Alles in allem beweist der so weit verbreitete sinnige Brauch, daß er tief im Herzen des Volkes verwurzelt war und noch ist. Zugleich sind die beigebrachten Belege ein Beweis dafür, daß alten Anlagen religiöse Bedeutung zukommen kann.

Frankfurt a. M. K. Wehrhan.

[1] Sepp 160.
[2] Sepp 150.
[3] Sepp 160.
[4] Pröhle, Harzsagen. Leipzig 1886, S. 135.

Aus der Landschaft

Das „Alte-Hexe-Spiel". Kürzlich fand ich im Ostharzdorf Rieder das wohl nur hier noch so treu erhaltene „Alte-Hexe-Spiel", das mir die kleinen Kinder an der Verkehrsstraße vorführten.

Das Spiel verläuft folgendermaßen: Aus der Kinderschar stellt ein Mädel die alte Hexe dar. Sie humpelt in gebückter Gestalt umher und, mit einem Holzscheit bewaffnet, verfolgt sie die fortlaufenden Kinder. Diese verstecken sich und rufen:

„Alte Hexe, alte Hexe,
Morgen früh um sechse . . ."

Vorher hat die „Hexe" einen großen Kreis in den Sand gezogen, den „Backofen". Daran grenzt der eigentliche „Ofen" in Spiralform! Die Hexe berührt ein Gespiel mit dem Scheit („schlägt es in den Bann") und führt es durch die Spirale, um es in den Backofen zu stoßen. Hierauf reibt sie im innersten, d. h. kleinsten Bogen der Spirale ihr Scheit (oder auch Holzstab) an einem Stück Holz. „Die Hexe macht Feuer", rufen die Kinder.

Zuletzt verschließt sie den Ofen = Spirale, indem sie an deren Öffnung ein Malkreuz zieht und darum einen Kreis. Der Gefangene im Backofen schmort jetzt. Die Hexe sucht weitere Opfer, die sich versteckt haben und weiter spotten, ergreift sie und öffnet den Ofen, indem sie das Kreiskreuz weg-

wischt. Sie stößt auch diese Bratopfer durch den Ofen in den Backofen und schließt ihn in der üblichen Weise. Nach Belieben läßt sie die Gespielen „schmoren" oder frei laufen.

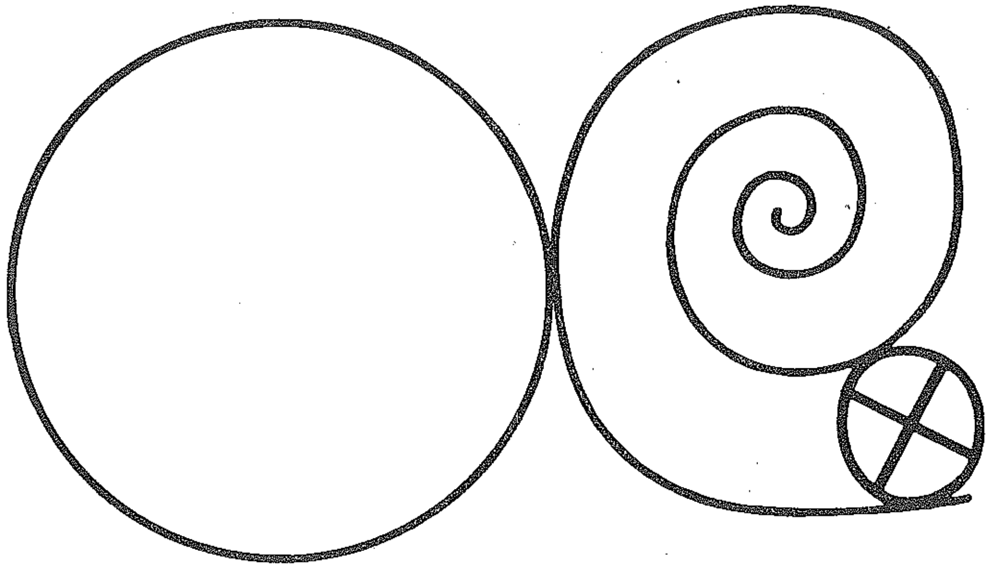
Was bedeutet dieses Spiel? Nicht einmal die Mütter kennen es. Niemand weiß davon, obwohl es täglich an der autoreichen Hauptstraße gespielt wird.

Dieses Kinderspiel birgt anscheinend eine brauchtümliche Überlieferung aus uralten Zeiten. Im folgenden sei eine Deutung versucht:

es wärmer, alles wächst und gedeiht, im „Backofen" schmort es sogar! In den Ausdrücken Backofen, Hexe und Kinder sehe ich Umdeutungen.

Der kreisförmig gezeichnete Backofen stellt wohl die Erde dar. Wenn die Sonne höher steigt, größere Tagesbogen beschreibt, mehr Wärme spendet, ist es im Ofen heiß und auch im Backofen, d. h. auf der Erde.

5. Die „Hexe" ist als Umdeutung bekannt. Sie ist die Herabwertung der heidnischen Frau und Seherin.



Backofen Ofen Schlüssel

1. Im Holzreiben hat sich die ursprüngliche, jahrtausendalte Weise des Feuerentzündens erhalten. Obschon es seit langem andere Verfahren gibt, ist das Feuerreiben auch sonst im bäuerlichen Volksbrauch bis in die Neuzeit lebendig geblieben.

2. Die Spirale — die Kinder nennen sie „Schnecke" — ist das germanische Symbol des täglichen Sonnenlaufes im Jahr. Sie ist in unserm Spiel der Wärme spendende „Ofen". Die Kinder werden durch die Spirale = Jahressonnenlauf in den Backofen geführt.

3. Zur Wintersonnenwende, am 21. Julmond, ist der kürzeste Sonnentag, mit dem der neue Aufstieg beginnt. Also scheint sie an jenem kurzen Tag „sich zu entzünden", sie „macht Feuer", wird größer und steigt höher.

Darum macht auch die Hexe im innersten, d. h. kleinsten, Spiralbogen Feuer, gleich wie es die Sonne an diesem Tage selbst zu tun scheint.

4. Jetzt „brennt" Feuer im „Ofen", wird

6. Daß die Kinder in die „Windelbahn" geführt und dort gefangen gehalten werden, entspricht dem uralten Mythos von der Gefangenschaft der (Sonnen-) Jungfrau im „Labyrinth", der „Trojaburg" usw. Demnach könnte die Rolle der „Hexe" hier auch von Anfang an eine feindliche gewesen sein. Das Windelbahnspiel wird an mehreren Orten auch noch als Spiel der Erwachsenen geübt.

7. Äußerst beachtenswert ist das Malkreuz im Kreise, mit dem die Hexe den Eingang zur „Schnecke" schließt. Wir kennen es aus angelsächsischen Runenreihen in der Bedeutung „gêar" (Jahr). Hiermit ist die Beziehung zur Jahressonnenlauf-Symbolik eindeutig.

8. Der sinnbildliche Sonnenlauf des Jahres wird also mit dem Zeichen „Jahr" („jâres umbihring"), welches das vollendete Jahr darstellt, geschlossen. Die Bezeichnung „Schlüssel" ist sehr bemerkenswert.

9. Das Kinderspiel hat also hier eine Runenform in nachweislichem Zusammenhang

mit dem in ihrem Namen ausgedrückten Sinngehalt bewahrt.

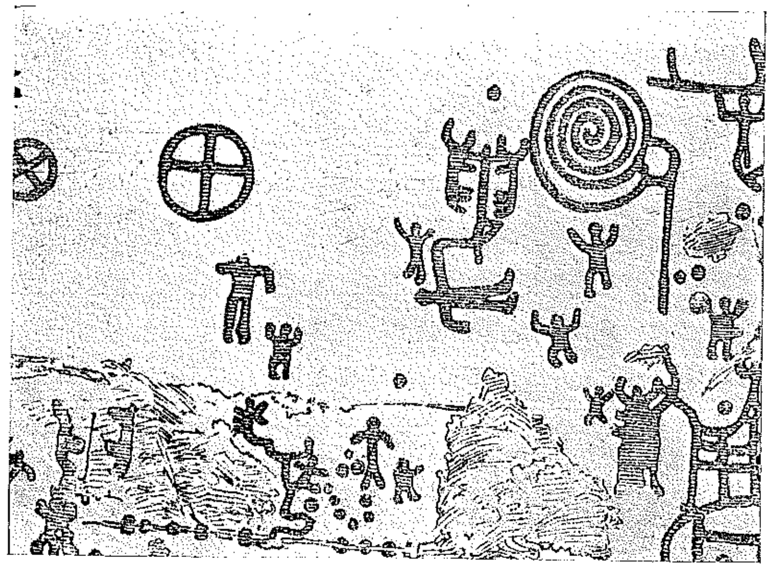
10. Das Alter des Spieles wird eindeutig festgelegt durch den Gehalt an Sinnbildern, die restlos in die vorchristliche, rein germanische Zeit zurückreichen. Andere Einzelheiten, so das Feuerreiben, weisen noch weiter rückwärts: jedenfalls liegt in dieser offenbar kultischen Handlung eine uralte Dauerüberlieferung.

11. Der Zusammenhang mit dem Märchen von der Hexe und dem Backofen (Hänsel und Gretel) ist hiernach durch die Märchenforschung zu klären. Ein Berührungspunkt mit der Labyrinthsage liegt darin, daß die Kinder den Rückweg nur durch besondere Markierung (Erbsen, Steinchen) wiederfinden können. Auch die Berührung mit dem Zauberstab hat sich im Märchen gehalten.

Das mit Sicherheit zu erkennende Ergebnis wäre dies: das „Alte-Hexe-Spiel" ist ein frühgermanisches „Beispiel" für den Jahreslauf der Sonne, das in die kindliche Sphäre abgesunken ist, hier aber eine erstaunliche Treue in der Dauerüberlieferung erweist.

Schütze R. Weigelt, 2/I. R. 66.

Anmerkung: Zu diesen sehr beachtenswerten Mitteilungen sei noch auf das nachstehende Bild hingewiesen, eine Felszeichnung von Fintorp (Tanum, Bohuslän, Schweden). Auch hier ist die „Schnecke" zu erkennen, anscheinend mit einem Anmarschweg; links zwei Radkreuze. (Aus Herman Wirth, Die Heilige Urschrift der Menschheit; Bilderatlas, Taf. 53,1).



Zeitschriftenschau

Erich Jung, **Zur deutschen Volkskunde.** Deutschlands Erneuerung, Februar 1937.

Nach allgemeinen Ausführungen über die Worte „Volkskunde" (dies Wort ist übrigens keine Übersetzung des englischen „Folklore") und „deutsch" bringt Jung einige wichtige Zeugnisse für ein Zusammengehörigkeitsgefühl der verschiedenen germanischen Stämme. Zum Schluß betont er die große Bedeutung der „Verbindung von Denkmälerkunde und Volkskunde", und kündigt die langerwartete zweite Auflage seines lange vergriffenen bahnbrechenden Buches „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" an, dessen Hauptbestreben es ist, die Denkmälerkunde für die Volkskunde fruchtbar zu machen.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1936 Heft 2/3. — Aus diesem inhaltsreichen Heft sei folgendes hervorgehoben. R. von Kienle handelt über den Alamannennamen. Die Deutung des Namens als alah-manni, „Leute des Götterhains", ist unmöglich. Es bleibt die Grimmsche Deutung, die auch Much als richtig anerkannte; danach gehört der allein strittige erste Bestandteil des Namens zu germanisch ala, „ganz, völlig". Das Wort ist auch im Gotischen und Niederländischen belegt. Der Name bezeichnet einen größeren Stammesbund, die Alamannen sind wie die Sachsen, Franken, Thüringer eine Vereinigung mehrerer Gauvölker. Es folgen zwei Beiträge von Eugen Fehrle über „Die geschichtliche Bedeutung des alamannischen Volkstums" und „Das bodenständige deutsche Haus". Unter weiteren Aufsätzen, die der Hausforschung gewidmet sind, finden wir eine Abhandlung von Phleps-Danzig über „Das Stampfdach, eine ursprünglich germanische Dachdeckungsart". Ernst Krieck (Die drei Frauen) würdigt das Buch von Schöll und hebt mit Recht hervor, daß die scharfe Abtrennung der drei Frauen der deutschen Sage von den germanischen Nornen nicht notwendig ist. Strobel-Heidelberg berichtet über den „Hemsbacher Pfingstritt im 16. Jahrhundert", Albert Becker über „Pferdeehrung rechts und links des Rheins". A. Haberlandt („Weihnachtsbaum — Paradiesbaum — Lichterbaum") veröffentlicht eine Darstellung des Paradiesbaumes aus Niederösterreich und ein Bild des Baumleuchters im Stift Klosterneuburg bei Wien. Ein anderes Bild desselben Leuchters brachten wir im Dezemberheft von Germanien 1936. Haberlandt teilt über diese Baumleuchter noch folgendes mit: „Der Stifter (des Leuchters) verstarb 1136 und dem Herkommen nach wurde an seinem Todestag, dem 15. November, der Lichterbaum zum Totengedächtnis entzündet. Ob ein volkstümlicher Lichtbrauch dieses Zeitabschnitts, der Martinstag liegt nicht allzuweit entfernt, irgendwie hier hineingespielt hat, bleibt zu untersuchen." Zahlreiche Buchbesprechungen unterrichten zuverlässig über das neue volkskundliche Schrifttum. In der Besprechung der Literaturgeschichte von Chrismann stellt Fehrle mit großem Recht fest: „Die Volkskunde hat bisher das deutsche Mittelalter viel zu sehr vernachlässigt. In den mittelalterlichen Gedichten, vom Nibelungenlied bis Wittenwilers Ring, ist wertvoller Stoff für die Erkenntnis deutschen Volkstums."

Rasse 1937 Heft 1. W. Kraiker, **Vorgeschichtliche Zeugnisse für die nordische Herkunft der Griechen.** V. Christian, **Die Wurzeln des eurasischen Tierstiles.** Fr. Sigismund, **Nepal, ein arisch beherrschter Staat in Vorderindien.**

Das Volk, Januar 1937. Hans Kern, **Vom Sinnbild des Baumes.** Kerns tiefdringende Abhandlung bringt schöne Zeugnisse für die deutsche Baumverehrung. Außer Beispielen aus völkischem Brauchtum, Märchen und Sage stellt er Äußerungen berühmter Deutscher zusammen über das Sinnbild des Baumes (Herder, Goethe, Carus, Goerres, Arndt, Bismarck u. a.). „Kein Symbol ist mehr geeignet (als der Baum), die ewige Erneuerung des Lebens im Jahreskreislauf erschaubar werden zu lassen."

Das Volk, Februar 1937. Rudolf Ibel, **Weltmythos und Christentum.** Ibel bringt Betrachtungen zu dem Buche „Überlieferung" von Leopold Ziegler. „Wenn es einst eine Zeit gab, in der wir von Ziegler *die* deutsche Kulturlehre erwarteten, so müssen wir heute bei aller Hochachtung für sein Werk feststellen, daß seine gräko-judaische Überlieferung wohl die bisher herrschende Europas darstellt. Daneben aber gibt und gab es eine fast geheime, heute fast schon offenbare gräko-germanische Überlieferung, der, wenn nicht die meisten Anzeichen trügen, die deutsche Revolution verhaftet ist. Es ist kein Zufall, daß Ziegler nur mythische Elemente des Orients zusammenschaut und auch unter ihnen wieder die babylonisch-judaischen führend sind. Die mythische Schau unserer Überlieferung aber ist nicht zu leisten, ohne daß der germanische Mythos in seiner weitesten Auswirkung ... als richtunggebend einbezogen wird."

H. L. Janssen, **Der heutige Stand der Runenkunde.** J. bespricht Werke von Weigel, Langewiesche, Arntz, Reichardt, Krause. Bemerkenswert ist dabei vor allem die Kritik des Handbuches von Arntz. Janssen sagt, „daß nur wenige selbständige Leistungen des Verfassers in seiner Arbeit stecken. Die Deutungen runischer Denkmäler sind häufig älteren Arbeiten entnommen, in einigen Fällen auch ohne Quellenangabe (!). Eine Reihe von Unklarheiten, Widersprüchen und Wiederholungen geben dem ganzen Werk eine wenig klare Linie. Ein bedauerlicher Mangel des Buches ist weiter, daß auf das Verhältnis der Runen zu den Sinnbildern überhaupt nicht eingegangen wird." Im weitern lesen wir: „Der bisher als ältestes Runendenkmal bekannte Knochen von Maria Saalerberg in Kärnten ist eine Fälschung; ebenso sind die Weser-Runen unecht." Wo ist das bewiesen? Es kann höchstens davon die Rede sein, daß die Weser-Runen umstritten sind.

Odal, Oktober 1936. Werner Stief, **Die Linde, unser deutscher Lebensbaum.** „Die Linde darf neben der Eiche der deutsche Baum schlechthin genannt werden." Auf 36 Abbildungen bringt Stief vor allem Bilder von Dorflinden und Gerichtslinden. Seine Arbeit ist sehr anregend und zeigt einmal wieder, was alles in der deutschen Landschaft noch zu entdecken ist.

De Wolfsangel, Nr. 10, März 1937 (Utrecht). Unter der Überschrift „Haam" bringt das Blatt einige bemerkenswerte Ergänzungen zu Dr. Plaßmanns Aufsatz „Neues vom alten Wodan" („Germanien" Dezemberheft 1936).

Der Schulungsbrief, März 1937. G. Baumgart, **Germanisches Frauentum und unsere Zeit. Der Hexenwahn.** Dieser Beitrag bringt eine Zusammenstellung von Äußerungen verschiedenster Forscher über den ungermanischen Ursprung des Hexenwesens.

Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1936, Heft 1/2: E. Grohne, **Zur Geschichte der Herdstellen und Öfen in den Bauernhäusern des Bremer Gebiets.** K. Plenzat, **Vom Fischerleben der deutschen Nord-Ost-Mark.** Otto Lehmann, **Lebensbedingungen der Bauerntracht.** K. Wehrhan, **Der „Putzedanz" (Barbiertanz) in Heidenoldendorf bei Detmold.** Heft 3/4: Adolf Spamer, **Aufgaben und Arbeiten der Abteilung Volkskunde in der Reichsgemeinschaft der deutschen Volksforschung.** Viktor von Geramb, **Zu den volkskundlichen Grundfragen.** Erich Röhr, **Der Atlas der deutschen Volkskunde.** K. Wehrhan, **Autoreime im Kindermunde.** Anschließend finden sich in dem Heft sehr beachtenswerte Buchbesprechungen, von denen Grohnes Kritik von Lauffers Büchlein über den Weihnachtsbaum besonders erwähnt sei.

Folk, Zeitschrift des internationalen Verbandes für Volksforschung, 1. Jahrgang, 1. Heft, Januar 1937. L. Mackensen, **Heimat, Kolonie, Umvolk.** M. entwirft die Grundzüge einer Sprachinsel-Volkskunde. „Die Anteilnahme des Volkskundlers an diesen Dingen pflegt sich an der Tatsache zu entzünden, daß der Kulturstand der Sprachinseln oft Formen von beträchtlichem Alter aufweist, ja nicht selten Formen, die sonst nirgends mehr aufzufinden sind." — Cl. v. Trefois, **La Technique de la Construction rurale en bois.** T. bringt einen wichtigen Beitrag zur Hausforschung in Flandern und den Nachbarländern. — Jan de Vries, **Einige Bemerkungen zur Kartographie.** Die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Volkskunde, der auch die neue Zeitschrift „Folk" dienen soll, wird sich vor allem auf dem Gebiet der Kartographie fruchtbar erweisen.

Die anschließenden „Forschungsberichte" bringen Überblicke über die volkskundliche Forschung in Norwegen (R. Christiansen), Griechenland (S. Antoniadis), Estland (W. Anderson). Dr. Huth.

Die Bücherwaage

Klose, Schwenkel, Weber, **Der Schutz der Landschaft nach dem Reichsnaturschutzgesetz.** Herausgegeben von der Reichsstelle für Naturschutz, Berlin 1937, Verlag Neumann. 48 Seiten, 16 Bildtafeln, brosch. 2,— RM.

Der Landschaftsforscher wird sich gerne auch über die Naturschutzgesetzgebung unterrichten. Im vorliegenden Heft sind die drei Hauptvorträge der ersten Reichstagung für Naturschutz veröffentlicht, die alle angehen, denen die Pflege der deutschen Landschaft am Herzen liegt. Huth.

Woltmanns Werk, 3 Bde., herausgegeben von Otto Reche. Justus Dörner, Verlag, Leipzig. Politische Anthropologie geh. 10,— RM., geb. 12,— RM. Die Germanen und die Renaissance in Italien geh. 9,— Reichsmark, geb. 10,60 RM. Die Germanen in Frankreich geh. 6,— RM., geb. 7,40 Reichsmark. Alle drei Bände in Kassette geh. 25,— RM., geb. 30,— RM.

Wir haben diese sehr dankenswerte Neuausgabe bereits in „Germanien" angezeigt (Märzheft Seite 95) und weisen hier nochmals auf sie hin. Woltmanns grundlegende Werke waren jahrelang völlig vergriffen. Huth.

Schriften der Akademie für Deutsches Recht. Herausgegeben vom Präsidenten der Akademie, Reichsjustizkommissar Dr. Hans Frank. Gruppe V. Rechtsgeschichte. Forschungen zum Deutschen Recht. Herausgegeben von Franz Beyerle, Herbert Meyer und Karl Rauch. Band I, Heft 1: **Das Handgemahl,** von Herbert Meyer. 132 S. 4°. Verlag H. Böhlaus Nachf., Weimar.

Der bekannte Göttinger Rechtsgermanist untersucht in dieser bedeutsamen Abhandlung einen wichtigen Zweig des Rechtsbrauches, der mit der Rechtssymbolik und dadurch mit der Religionsgeschichte in engem Zusammenhang steht. Herbert Meyer hat sich seit langem um dies Gebiet, und damit um die Auswertung der Rechtsgeschichte für die Religionswissenschaft und die Volkskunde die größten Verdienste erworben, da er als einer von wenigen erkannte, daß im germanischen Rechtsbrauch eine reiche, bis heute noch nicht annähernd erschöpfte Fundgrube für das germanische Leben und Glauben erhalten geblieben ist. Diese Arbeit führt in den neuesten Stand der Forschung ein und ergänzt die früheren Arbeiten des Verfassers in ausgezeichneter Weise.

In derselben Reihe erschien als Band II, Heft 1: **Altnorwegens Urfehdebann und der Geleitschwur,** von Dr. Walther Heinrich Vogt. Eid und Schwurhandlung sind von höchster Bedeutung für die Erhellung des altgermanischen Vorstellungslebens; ohne Kenntnis dieser Quellen sollte keiner über germanisches Glaubensleben schreiben. Für den, der die altnordischen Sagas ihres germanischen Gehaltes wegen liebt, ist diese Arbeit eine wertvolle Vertiefung des Verstehens.

Dadurch, daß Schrifttum und Übersetzungen gewissenhaft zusammengestellt sind, führt sie auch den Nichtfachmann an die Quellen, aus denen immer noch eine reiche Fülle von Wissen und Erkennen zu holen ist.

Unter den Schriften der Akademie für Deutsches Recht verdienen die ganz besondere Aufmerksamkeit des Germanenkundlers die Sammlungen der „Germanenrechte. Texte und Übersetzungen". Hier ist eine Arbeit geleistet worden, die für unsere gesamte Germanistik Muster und Vorbild sein sollte. Denn die Ausgaben bringen auf der linken Seite die Rechtsfassungen im jeweiligen Urtext, auf der rechten eine ausgezeichnete deutsche Übersetzung. Unsere gesamte, besonders die von Laien mit so warmer Anteilnahme und manchem wertvollen Erfolge getriebene Germanenforschung krankt ja daran, daß er, und oft genug auch der Fachmann, entweder auf schwer zugängliche Textausgaben oder auf Übersetzungen angewiesen ist, die für die wirklich wissenschaftliche Benutzung ja immer mangelhaft sein müssen, da Übersetzung immer schon Deutung ist. Hier kann man sich an Hand der (auch im Schriftbild) guten Übersetzung in den Stoff vertiefen und im Bedarfsfall jederzeit auf den Urtext schauen. Wir sollten solche Ausgaben von allen für die Germanenkunde wichtigen Quellenwerken besitzen!

Es liegt uns vor: Band 10, **Gesetze der Burgunden;** hrsg. von Franz Beyerle. Der ostgermanische Stamm, der als einziger sich in Gallien lange der Verwelschung erfolgreich widersetzt hat, ist uns durch die Sagengeschichte ja besonders vertraut geworden. Ganz zeitgemäß mutet es an, wenn das Gesetzbuch Gundobads Maßnahmen gegen die Verschleuderung des Bodens durch die Burgunden und damit gegen ihre Entwurzelung trifft: „Da wir gesehen haben, daß die Burgunden ihr Landlos zu leichtfertig verschleudern, glauben wir folgendes durch dies Gesetz bestimmen zu müssen: Keiner darf sein Land verkaufen, er habe denn andernorts noch ein Landlos oder Besitztum."

Band 11 bringt die **Gesetze der Westgoten,** eingeleitet und übertragen durch Eugen Wohlhaupter, der eine sehr ansprechende Übersicht über die Herrschaft der Goten in Südgallien und Spanien gibt. Ihr Schicksal ist ja besonders tragisch, da sie schließlich infolge der andauernden Feindseligkeiten der gallischen Franken geschwächt und so ein Opfer des maurischen Einfalles wurden. Ihre Gesetze, die in der Aufklärungszeit als „kindisch, läppisch und töricht" verlästert worden sind, erfahren durch diese Ausgabe zugleich eine Ehrenrettung. Von besonders schicksalhafter Bedeutung war die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse, nachdem Rekared I. (586—601) den Übertritt zum Katholizismus vollzogen und damit im Episkopat ein Gegengewicht gegen den Adel geschaffen hatte. „Die Kirche des Westgotenreiches zeigte ebenso die Macht, als alle Schwächen einer Staatskirche". Die hier angebahnte Entwicklung hat ihre verhängnisvollen Folgen bis in die heutigen spanischen Ereignisse hinein gezeigt.

Band 12 bildet gewissermaßen eine Ergänzung zu dem vorhergehenden; Eugen Wohlhaupter stellt darin die **„Altspanisch-gotischen Rechte"** zusammen. Es zeigt die Einwirkung der germanischen Elemente auf die Rechtsentwicklung des alten Spaniens, das seine größte Leistung, die allmähliche Wiedereroberung des verlorenen Gebietes, zweifellos auf Rechnung seines germanischen Elementes setzen kann. Diese Leistung ist

allgemein noch zu wenig gewürdigt worden; sie wird von Wohlhaupter mit Recht als „eine gewaltige völkische Leistung“ bezeichnet.

Claudius von Schwerin, **Germanische Rechtsgeschichte.** Ein Grundriß. 241 S. 4°, brosch. 6,50 RM., Leinen 8,50 RM. Junker & Dünnhaupt Verlag, Berlin.

Schwerin gehört zu den führenden Forschern und vor allem Darstellern des germanischen Rechtes. Den Vorzug dieses Grundrisses kann man am besten mit seinen eigenen Worten kennzeichnen: „Dieses Buch ist nicht für Gelehrte geschrieben, sondern für Lernende. Sein Inhalt soll aber nicht im einzelnen gelernt, sondern in erster Linie gelesen werden, um Verständnis für die deutsche Rechtsentwicklung zu vermitteln. Geschichte läßt sich nicht lernen, sie muß verstanden werden.“ Dieser treffliche Leitsatz ist in dem Buche in schönster Weise durchgeführt worden. Es wird dem unbefangenen Leser, der mit dem Willen zum Lernen und Verstehen herangeht, ein lebendiges Bild vom Geiste des deutschen Rechts und damit vom germanischen Menschen vermitteln.

Pl.

Frage und Antwort

Seit Beginn meiner germanenkundlichen Geschichtsstudien und Ortsuntersuchungen im Jahre 1925, die sofort von einem lebhaften, jetzt im Archiv der Pflegstätte zu findenden wissenschaftlichen Briefwechsel begleitet waren, ist auch eine sehr große Zahl von Briefen an Freunde und sonstige Belanghaber (niederdeutsches Wort für Interessenten) geschrieben worden, deren Inhalt vielen anderen mit den gleichen Fragen und Aufgaben befaßten Lesern unserer Zeitschrift hätten nützlich sein können und von ihnen gern gelesen wären.

Wenn erst jetzt die Zeit da ist, den langgehegten Plan, einen meist „Briefkasten“ genannten Verkehr zwischen Leserschaft einerseits und Schriftleitung, Vereinigung und Pflegstätte andererseits einzurichten, so hat das wenigstens den Vorteil, daß heute die meisten zur Erörterung stehenden germanenkundlichen Gegenstände geklärter sind als anfangs und daher zuversichtlicher öffentlich behandelt werden können.

Mit Dank werden wir Anregungen und auch Kritik aus dem Leserkreise, der mit uns auf Fortschritt bedacht ist, entgegennehmen. Auch R u n d f r a g e n, durch die ein Überblick über gewisse auf germanischem Boden vorkommende Orts-, Berg-, Flur- und Flußnamen, über Gebräuche und sonstige Erscheinungen mit oder ohne Verbindung mit auffälligen Namen geschaffen werden kann, sollen in den Aufgabenkreis unserer Einrichtung einbezogen werden.

Um ein übermäßiges Anschwellen des Schriftwerks (und des Freimarkenverbrauches) zu vermeiden, werden die Einsender gebeten, möglichst alle ihre (natürlich sehr erwünschten) näheren Angaben auf die freie Seite einer Postkarte, Nebenbemerkungen sowie Postanschrift auf die andere Seite zu schreiben und auf einen Dank zunächst zu verzichten.

Teudt.

Wir beginnen heute mit einer Rundfrage und einer Antwort.

Rundfrage 1. S t a f f e l b e r g e, S t o p p e l b e r g e. Wo, in welchen Erscheinungsformen und mit welchen Überlieferungen gibt es Berge oder Hügel gleichen oder ähnlichen Namens?

Antwort Nr. 1. H e r t h a o d e r N e r t h u s? G a b e s e i n e O s t a r a?

Dr. L. i n L a n k w i t z.

Es ist richtig, daß es eine „Göttin“ mit Namen Hertha nie gegeben hat. Diese beruht, wie schon Müllenhoff in seiner Deutschen Altertumskunde bewiesen hat, auf Erfindung, die wiederum auf falsche Lesung des Wortes Nerthus zurückgeht. Dieser Name ist sicher bezeugt und „bietet zu Zweifeln keinen Anlaß. Eine Göttin Hertha hat in ihr keinen Anhalt und beruht auf Erfindung“; so sagt R. Much in dem nach seinem Tode jetzt erschienenen Kommentar zur Germania des Tacitus (bei Carl Winter in Heidelberg). Much gibt dort auch eine Deutung des Namens, der dem nordischen (männlichen) Njördr entspricht: „Nerthus wird besser als mit griech. *nerteros* mit kelt. *nerto* = „Kraft“ zusammengestellt, zu dem auch innerhalb des Germanischen in anord. *njardlass*, *njard-gjörd* ‚starkes (?) Schloß‘, ‚starker (?) Gürtel‘ eine Entsprechung vorliegen dürfte ... Der Name scheint danach die personifizierte Lebenskraft, Trieb-

kraft der Natur anzuzeigen.“ Über den angeblichen Herthasee auf Rügen sagt Much: „Von gelehrten Fabeleien, wie der vom Herthasee auf Rügen, auch wenn sie sich in das Gewand der Volkssage hüllen, ist natürlich abzusehen.“

Dagegen ist die O s t a r a keine Fabelei, sondern in der angelsächsischen Form „Eostre“ sicher bezeugt; der Name steht mit unserem Ostern sicher in Zusammenhang. Die indogerm. anzusetzende Form *aus-ro* ist im Litauischen erhalten; german. wird daraus *aus-t-ra* und *ostara*. Das erste *a* in Ostara ist also nur Übergangslaut und darf auf keinen Fall betont werden. Das lat. *Aurora*, Morgenröte, ist von demselben Stamme gebildet; der Name bedeutet etwa „neues Licht“ (von Osten, wo die Sonne zur Frühlings-Tag- und Nachtgleiche aufgeht).

Pl.

Vereinsnachrichten

An die Mitglieder der Vereinigung der
„Freunde germanischer Vorgeschichte“, gegründet von Professor Teudt-Detmold.

Einladung

zur 10. öffentlichen germanenkundlichen Tagung in der Pfingstwoche in
G e l s e n k i r c h e n.

Dienstag, den 18. Mai, bis Freitag, den 21. Mai 1937.
Leitung und Treffpunkt Hans-Sachs-Haus, 10 Minuten vom Bahnhof.

Tagesordnung:

D i e n s t a g, den 18. Mai:

20 Uhr: Begrüßung der Teilnehmer im großen Saal des Hans-Sachs-Hauses durch Ortsgruppe, Ahnenerbe, Stadtverwaltung, Pflegstätte für Germanenkunde.
21.15—22: Lichtbildervortrag Dr. Spethmann-Essen: 2000 Jahre Ruhrland.

M i t t w o c h, den 19. Mai:

7.30: Abfahrt, die Wagen stehen vor dem Eingang vom Hans-Sachs-Haus in der Battmannstraße.
8.30: Ankunft beim Gasthaus Schürmann (Zur Landwehr), Straße Kirchhellen—Hünxe. Wanderung über die Landwehr nach dem Timpel bei Berger-Schulte.
10.15: Abfahrt nach Erle zur tausendjährigen Ravenseiche auf der „Wehme“.
11.15: Weiterfahrt nach Borken, Blick auf den Timpel mit Haus Döring.
11.30—13: Mittagessen in Borken, Hotel Nienhaus. Vortrag über den Annaberg bei Haltern, Julhorn.
13.15—14.15: Besichtigung der Düwelsteene bei Heiden. Umwallung des Besitzes des „Huno“.
15.15—16.30: Wanderung über den Niemenwall. Rast im „Seehof“ am Halternsee.
17.30: Ankunft in Gelsenkirchen.
20.15—21.15: Hans-Sachs-Haus, Vortrag Professor Wüst-München: Der arische Sonnenheld.
21.30—22: Dr. Plaßmann: Der arische Sonnenheld in der deutschen Sage. Aussprache.

D o n n e r s t a g, den 20. Mai:

8 Uhr: Abfahrt vom Hans-Sachs-Haus in der Battmannstraße.
9.30—11.30: Besichtigung des „Burgberges“ bei Oestrich, nahe Letmathe.

11.45—12.45: Besichtigung der Kirche, der Grabsteine und Wälle der Hohensyburg.
12.45—14.15: Mittagessen auf der Hohensyburg.
15—16.30: Rast in „Gethmanns Garten“ in Blankenstein.
17.45: Ankunft in Gelsenkirchen.
20.15: Treffen im Hans-Sachs-Haus und
20.30—21.15: Vortrag Otto Sigfried Reuter: Germanische Astronomie.

Freitag, den 21. Mai:

8 Uhr: Abfahrt Hans-Sachs-Haus in der Vattmannstraße zu den bronzezeitlichen Gräbern auf dem Giesenberg und dem Langeloh bei Castrop-Rauxel.
11.45—13.30: Führung durch das Bergbau-Museum in Bochum.
14 Uhr: Mittagessen und Abschluß der Tagung auf dem Wasserschloß Berge.

Auf Grund besonderen Entgegenkommens stehen am Freitag weiter zur Wahl:

1. Einfahrt in ein Kohlenbergwerk. Auf eigne Gefahr.
2. Besichtigung der Werkausstellung der „Gutehoffnunghütte“ in Oberhausen. Gibt Einblick in das industrielle und bergbauliche Schaffen. 660 Meter unter der Erde, sauber und ungefährlich.
3. Besichtigung der Röhrenwerke der „Deutschen Eisenwerke“, einziges Werk dieser Art in Deutschland.

Als Erklärer und Führer an den germanischen Stätten sind außer dem Führer der Ortsgruppe Gelsenkirchen, Herrn Willms, Professor Teudt, Professor Wüst, Dir. Beyer, Dr. Huth und Dr. Brüns, ortskundige Herren vorgesehen. Dauer der örtlichen Erklärungen jedesmal etwa 10 Minuten.

Die Fußmärsche sind kurz und nicht anstrengend und gut über den Tag verteilt. Autopreise für die beiden ersten Tage etwa RM. 2,70 und 2,80. Am Freitag RM. 1,50.

Mittagessen (Eintopf) RM. 1,00—1,10.

Anmeldungen (und Wohnungsgesuche) bis 8. Mai erbeten an das Verkehrsamt in Gelsenkirchen, Hans-Sachs-Haus. Wer die Pfingstferien in der wunderschönen Heide nördlich Gelsenkirchen oder in den Bergen um Hagen zu verbringen wünscht, wende sich um Auskunft an den Verkehrsverein Gelsenkirchen oder Hagen.

Der Tagungsbeitrag (einschließlich Vorträge, aber ohne Autofahrt und Mittagessen) beträgt wie bisher RM. 4,— und ist bis zum 8. Mai einzuzahlen auf das Konto „Pflegstätte für Germanenkunde“ 1614 bei der Lippischen Landesbank in Detmold. Von Besuchern, die nur an einem Tage an der Tagung teilnehmen, ist am Treffpunkt ein Unkostenbeitrag in Höhe von RM. —,50 zu entrichten. Schülerkarten für alle Veranstaltungen die Hälfte.

Wer nur die abendlichen Vorträge zu hören wünscht, zahlt an der Abendkasse RM. —,30.

Die Tagung ist öffentlich, ihr Besuch steht allen Freunden unserer Bestrebungen frei, auch wenn sie nicht Mitglieder unserer Vereinigung und nicht Leser von „Germanien“ sind.

Auskunftsstelle und Wohnungsnachweis am Dienstag, dem 18. Mai, im Verkehrsverein (gegenüber dem Hauptbahnhof) und im Eingang des Hans-Sachs-Hauses.

Anmeldungen zu den drei industriellen Führungen am Freitag werden am Dienstag und Mittwoch abend im Hans-Sachs-Haus entgegengenommen.

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Anzeigenleiter: Dr. Felix Viergutz, Leipzig. D. A. I. Vj. 1937 12500. Pl. Nr. 3. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Leipzig, Mai 1937 Heft 5

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens